

Aufsätze und Bücher.

1. Philosophische Gesamtdarstellungen und Sammelwerke. Geschichte der älteren und neueren Philosophie.

Boyer, Carolus, S. J., *Cursus philosophiae ad usum Seminariorum*. Vol. I. continens Introductionem generalem, Logicam, Introductionem metaphysicam, Cosmologiam, Psychologiam vitae vegetativae. gr. 8^o (560 S.) Paris 1935, Desclée, de Brouwer. Fr 18.—. — Vol. II. continens Psychologiam vitae sensitivae et intellectivae, Metaphysicam cum Theologia naturali, Ethicam. gr. 8^o (597 S.) Paris 1936, Desclée de Brouwer. Fr 25.—. — Auf Grund einer reichen Lehrerfahrung bietet der Verf., Studienpräfekt an der Gregoriana zu Rom, einen zweibändigen *Cursus philosophiae* zum Gebrauch an Priesterseminarien für einen zweijährigen Lehrgang. Wenn angesichts der großen Anzahl bereits vorhandener brauchbarer Lehrbücher ein Bedenken über das Bedürfnis nach einem neuen bestanden hätte, so ist es inzwischen dadurch erledigt, daß vom 1. Band bereits die 2. Auflage vorbereitet wird. Das Neue des Buches besteht darin, daß es Rücksicht auf die Lage der Gegenwart und naturgemäß in besonderer Weise auf die gegenwärtige philosophische Lage in Frankreich nimmt. Es zeichnet sich durch eine recht klare und übersichtliche Einteilung aus, unterscheidet sich naturgemäß in Inhalt und Anordnung nicht wesentlich von den üblichen Kompendien. Der Standpunkt ist der im engeren Sinn streng thomistische, wie er in den 24 Thesen der *S. Congregatio Seminariorum et Universitatum Studiorum* ausgesprochen ist. Nink.

Festgabe P. Gallus M. Manser O. P. zum siebenzigsten Geburtstag 25. Juli 1936 dargebracht von Schülern und Freunden. 8^o (VIII u. 200 S.) Freiburg (Schweiz) u. Leipzig 1936, Rüttschi u. Egloff. — Die reichhaltige Festgabe — ein schön ausgestatteter Separatabdruck aus *DivThom(Fr)* 14 (1936) 235—434 — wird eingeleitet durch ein Schreiben des Bischofs Besson und ein Verzeichnis der Veröffentlichungen des Jubilars. In den Beiträgen (auf einzelne wird man anderswo in dieser Zeitschrift zurückkommen) handeln Gredt über die göttliche Mitwirkung, de Munynck über das Verhältnis von Philosophie und Weltanschauung, Jud über die Verdienste der Scholastik um die Psychopathologie, Thiel über die Stellung der Klugheit in der Ethik, Spieß über geschichtsphilosophische Grundfragen wie Entwicklung, Rasse, Milieutheorie, Kälin über Augustins Gottesbeweis (wobei Boyer nicht berücksichtigt scheint), Kraus über den Realismus der ersten Skotisten (mit handschriftlichen Texten), Morard über die Mängel der griechischen Religionsphilosophie, Fehr gegenüber Emil Brunner über die natürliche und übernatürliche Offenbarung, Zimara über das Glaubwürdigkeitsurteil nach Cajetan und von Vitoria. Gemmel.

Acta Pont. Academiae Romanae S. Thomae Aq. et religionis catholicae. Anno 1935; Nova series II. 8^o (235 S.) Turin-Rom 1936, Marietti. L 10.—. — Der neue Band, der dem ersten nach Jahresfrist gefolgt, ist ein eindrucksvolles Zeugnis von dem hohen, durch eine große Tradition geformten Leben der Akademie. Der reiche Inhalt kann hier auch nicht in seinen

Grundlinien gezeichnet werden; unsere Andeutungen können das eigentliche Studium des Buches nicht ersetzen, wollen vielmehr zu ihm hinführen. Die Beiträge der angesehenen Mitglieder behandeln verschiedene Gebiete; in der Philosophie Spezialfragen aus der Formalen Logik, Erkenntniskritik, experimentellen und metaphysischen Psychologie sowie der Natürlichen Gotteslehre; außerdem kritische Untersuchungen zum Problem der „Wahrheit und Wahlfreiheit“ bei M. Blondel und zur Erkenntnislehre von F. Orsano. Aus der Theologie liegt eine Studie vor über die Lehre der hl. Thomas v. A. und Johannes vom Kreuz über die Vereinigung der Seele mit Gott durch die vollkommene Liebe. Besondere Wert erhält das Buch noch dadurch, daß die Diskussionsvorträge, in denen die Akademie-Mitglieder ihre Meinung über die einzelnen Themata ausgesprochen haben, aufgenommen sind. — Ein Gedanke drängte sich uns beim Studium des wertvollen Buches auf. Wenn die Lehre der Scholastik derjenigen moderner Philosophen nicht nur einfachhin gegenübergestellt, wenn vielmehr der gemeinsame letzte Grund und Ursprung, von dem die scholastische und die moderne Fragestellung ausgeht, scharf aufgezeigt und genau durchforscht würde, wäre ein solches Verfahren dem Geist des hl. Thomas und der Art, wie er zu den Fragen der Vergangenheit und seiner Zeit Stellung nahm, nicht entsprechender? Würde dieses Verfahren die Diskussion nicht viel aktueller und bedeutsamer gestalten und zugleich der Vertiefung und reichern Entfaltung sowohl der Scholastik wie der neueren Philosophie dienen? Wir können heute nicht in allem und ohne weitere Zurückführung der Grundgedanken die Erkenntnistheorie und Metaphysik des Mittelalters als Norm anlegen, an der wir die andern Lehren messen. Es ist nicht Eigensinn und auch nicht bloß Unkenntnis, wenn die moderne Philosophie sich sträubt, die rückläufige Bewegung zur Tradition zu machen. Heute gilt es, das Alte in der Durchdringung tiefer und reflex-wissenschaftlicher zu verstehen, als es sich selbst verstand, das alte geschichtliche Gut in übergeschichtlichem Sinn auszuwerten. Es geht nicht bloß darum, Gelände, das durch den großen Einbruch der neuen Philosophie verloren ging, zurückzuerobern, sondern die Grundgedanken der Alten sind in die neuzeitlichen Problemstellungen und Anregungen hineinzustellen und in der lebendigen Verbindung mit ihnen weiterzuentwickeln. Dann wird die erprobte Kraft des Alten mit dazu beitragen, daß das drängende Leben des Neuen sich segensvoll entfalte. Menschliche Wissenschaft ist trotz der Unveränderlichkeit ihres wahren Gehalts niemals ein vollendeter, abgeschlossener Besitz, sondern naturnotwendig in ununterbrochener Entwicklung und Umbildung. Nink.

Relazioni e Comunicazioni presentate al X Congresso Nazionale di Filosofia (Salsomaggiore, Settembre (1935): RivFilNeoscol 27 (1935) Supplemento. — Die verschiedenen Beiträge behandeln das Problem des Idealismus und Realismus. M. Gentile, Le posizioni del problema dell'essere nella metafisica di Aristotele (25—30) weist auf die drei Stadien hin, die sich bei Aristoteles in der Auffassung des Gegenstandes der Metaphysik zeigen: in B. XII in platonischer Weise das unbewegliche Seiende, in B. III, IV und VI das Sein als solches, endlich in B. VII—IX der Akt. — C. Mazzantini, Il significato della ‚realtà‘ nella filosofia di Martino Heidegger (41—49) gibt eine gute Darstellung, was H. unter Wirklichkeit versteht als Entwurf des

Daseins. — U. Padovani, *Sul concetto di obiettività nella storia* (93—97) stellt als Gegenstand der Geschichte das Konkrete als solches in seiner Phänomenalität dar. Geschichte als Wissenschaft hat nicht darüber hinauszugehen und Philosophie zu treiben. Wenig befriedigt, daß das Verhältnis von Wissenschaft, besonders von Naturwissenschaft, die zu stark in die Nähe der Philosophie gerückt wird, zur Philosophie, sowie der Erkenntniswert der Wissenschaft sehr im unklaren bleibt. — Außerdem enthält das Heft noch Beiträge über Thomas, Leibniz, Bergson, Maine de Biran, Hume, Campanella, über die franziskanische Unsterblichkeitslehre im 13. Jahrhundert und von P. Gemelli einen Beitrag über die Beziehungen der Linguistik zu dem Idealismus-Realismus-Problem. Brunner.

Recherches Philosophiques. V, 1935—1936. 8° (548 S.) Paris, Boivin. Fr 70.—. — Der größte Teil dieses Bandes ist dem Problem der Zeit gewidmet. Die ersten Abteilungen behandeln die Zeit im Naturwissenschaftlichen und Biologischen. Im 3. Abschnitt sprechen B. Groethuysen und E. Pichon von dem Ausdruck der Zeit in Sprache und literarischen Werken. Die Linguistik zeigt nach dem sehr lehrreichen Artikel von Pichon, 'Temps et idiome', daß in der Sprache die Entwicklung von dem Ausdruck des objektiven zu dem des subjektiven Zeitcharakters geht, worauf wir schon in 'Die Grundfragen der Philosophie', 1933, 150 f., kurz hingewiesen haben. — Im 4. Abschnitt kommen Mythos und Geschichte an die Reihe. G. Dumézil, 'Temps et mythes', bringt gegenüber E. Cassirer kaum etwas Neues. R. Caillois, 'Le mythe et l'homme': der Mythos ist Ausdruck der instinktiven und psychologischen Virtualitäten des Menschen. Ein Held ist der, der in auswegslosen Lagen doch noch eine Rettung findet. Diese Theorie, die der Psychoanalyse ähnelt, sie aber wesentlich umgestaltend erweitert, hebt einen wichtigen Quell der Mythenbildung hervor, wenn er auch nicht der einzige ist. H. Lévy-Bruhl, 'Le fait historique', löst in überkritischer Weise die objektive geschichtliche Tatsache völlig auf. — Der zweite Teil, 'De l'être et du savoir', enthält drei erkenntnistheoretische Artikel von A. Reymond, H. J. Jordan und X. Zubiri. Des Letzteren Artikel: 'Autour du problème de Dieu', ist eine moderne, in Ausdrücke der Existenzialphilosophie gefaßte Darstellung dessen, was die Neuscholastik die Kontingenz des Menschen nennt (vgl. 'Grundfragen' 215 f.); er geht aus von dem Begriff der religatio. Die Darstellung der Analogie als einer Erweiterung ist wohl nicht annehmbar; die Seinsanalogie ist mit dem Seinsbegriff gleich mitgegeben. Sehr richtig und beachtenswert ist der Gedanke, daß die Gottlosigkeit nicht bloß individuelle, sondern auch kollektive Gründe hat, so daß ganze Zeitalter eine Neigung zum Unglauben haben können. Der ganze Artikel ist eine ausgezeichnete Darstellung der Begründung des Religiösen im Menschen. — Der 3. Teil handelt 'De l'existence et de l'être' in vier Artikeln. J. Nogué, 'Présence et absence', gibt eine Phänomenologie und Analyse des Erlebnisses des Fehlens. Der vermißte Gegenstand ist in seiner allgemeinen Struktur in nichtsinnlichen Schemata schon konstituiert; nur so sind Finden und Enttäuschung zu verstehen. Gegenständlichkeit wird also nicht erst im Widerstand erfahren. Neben der Gegenständlichkeit sind auch Raum und Zeit in ihren allgemeinen Strukturen im Fehlen schon angelegt. Zu E. Lévinas, 'De l'évasion', vgl. Schol 12 (1937) 233—238. K. Löwith, 'La conciliation hégélienne' setzt die Unter-

suchung über die Grundmotive der Philosophie Hegels fort. — Außerdem bringt der Band wieder eine große Anzahl Besprechungen aus allen Gebieten der Philosophie. Brunner.

Meyer, H., Das Wesen der Philosophie und die philosophischen Probleme (Die Philosophie. Ihre Geschichte und ihre Systematik, hrsg. v. Th. Steinbüchel, Abt. 5). Lex.-8^o (VIII u. 194 S.) Bonn 1936, Hanstein. *M* 6.—; kart. *M* 6.30. — Diese Einleitung in die Philosophie kann man wirklich als ein Meisterwerk bezeichnen. Sie gibt dem Anfänger nicht nur eine klare, lebendige und gründliche Einführung in das philosophische Denken im allgemeinen, sondern stellt ihn auch gleich mitten hinein in das philosophische Ringen der Gegenwart. Aber auch dem Fachmann kann das Werk viel geben; nicht leicht wird man anderswo so gute Überblicke über den Stand der Fragen in den philosophischen Teilgebieten finden. Man staunt immer wieder über das umfassende Wissen des Verf.; man freut sich über sein sicheres Urteil und die wohlabgewogenen klaren Formulierungen. Da werden nicht bloß übliche Redensarten wiederholt; alles ist persönlich durchdacht, ohne daß viel Aufhebens davon gemacht wird. Sehr wertvoll sind auch die den einzelnen Abschnitten hinzugefügten Literaturangaben. Eine gründliche Kenntnis der scholastischen Philosophie, namentlich des hl. Thomas, spürt man überall heraus. Doch strebt M. mit Recht über enge Schultraditionen hinaus und zeigt sich für alles Gute in der modernen Philosophie sehr aufgeschlossen. Vielleicht macht sich dieses Bestreben sogar etwas zu sehr geltend, so daß vor der Vielheit der Gesichtspunkte die in einer kraftvollen Metaphysik gründende Einheit des Ganzen zu wenig hervortritt. Die Hauptteile des Werkes sind: 1. Wesen und Aufgabe der Philosophie. 2. Die philosophischen Probleme und Disziplinen. 3. Die Psychologie und ihr Verhältnis zur Philosophie. 4. Die Idee einer philosophia perennis. de Vries.

Haering, Th., Was ist deutsche Philosophie? gr. 8^o (26 S.) Stuttgart 1936, Kohlhammer. *M* 1.—. — Nach einigen klärenden Bemerkungen über den Sinn, in dem nach einer „geistigen Ahnenreihe“ gefragt werden kann, und einer kurzen Besprechung einseitiger oder nur äußerlicher Kennzeichnungen des deutschen Geistes sucht die klar durchdachte und mit erfrischender Lebendigkeit gestaltete Rede die Eigenart deutscher Philosophie zu bestimmen. Das Entscheidende sieht H. in der Zusammenschau der Gegensätze zu lebendiger Einheit, entgegen aller schroffen Einseitigkeit. An Eckhart, Nikolaus von Kues, Paracelsus, Böhme, Leibniz und Hegel wird diese These erläutert. Mit Recht wird die Verwandtschaft, die in dieser Haltung zwischen deutschem und christlichem Geist besteht, hervorgehoben. — Das „Und“ ist sogar — entgegen manchem protestantischem „Allein“ — gerade für katholisches Denken besonders bezeichnend. de Vries.

Müller, G. E., Amerikanische Philosophie (Frommanns Klassiker d. Philosophie 31). gr. 8^o (VIII u. 304 S.) Stuttgart 1936, Frommann. *M* 6.80; geb. *M* 7.80. — Gründliche Einführungen in die Philosophie des Auslandes in deutscher Sprache sind seit langem ein Bedürfnis. Auch der 1928 dem „Ueberweg“ angefügte 5. Bd. „Die Philosophie des Auslandes“ genügt (als bloße äußerliche Stoffsammlung) nicht. Für Frankreich und England schenken uns die letzten Jahre in Benrubi und Metz (vgl. unsere Würdigungen in Schol 4 [1929] 454 f. und 10 [1935] 577 ff.) recht brauchbare Arbeiten. Für „Amerika“, d. h. nur für die Vereinig-

ten Staaten, bringt hier M. das Gegenstück. Es ist, wie der Verf. betont, „nicht willkürlich gemacht, sondern notwendig entstanden“, d. h. M., der vor 10 Jahren als Philosophieprofessor nach Amerika, zuerst an die Universität von Oregon, dann an die von Oklahoma, berufen wurde und sich selbst erst in die neue Welt einarbeiten mußte, bringt hier das Ergebnis dieser seiner inneren Auseinandersetzung mit dem geistigen Reich der Neuen Welt. In ähnlicher Weise, wie etwa Behn in seiner „Wahrheit im Wandel der Weltanschauung“, zieht M. in seine Darstellung der Philosophiegeschichte auch die allgemeine Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten mit hinein. In dieser Eigenart möchte ich im Gegensatz zu einer anderen Besprechung auch einen Eigenwert erblicken. Im Titel will M. bereits andeuten, daß die Geschichte der amerikanischen Philosophie auch eine Philosophie der amerikanischen Geschichte, und zwar in vier Kulturstufen, mit enthält. Die 1. Stufe ist der Puritanismus als Lebensform und als theolog.-philosophisches System des Theismus (bei Jonathan Edwards), d. h. der platonisch-christlichen Tradition des Idealismus, wie sie sich auf reformiertem Boden entwickeln mußte. Als 2. Stufe folgt der Deismus einer utilitaristisch-optimistischen Aufklärung (Johnson, Jefferson, Franklin, Paine), beeinflußt von England und Frankreich, getragen von den neuen sozialen Schichten des „Yankee“ und des südlichen Aristokraten. Das 19. Jahrh. bringt dann wie in Europa als 3. Stufe — über die romantische Gegenbewegung (H. James d. Alt. und Emerson) mit ihrem Unendlichkeitsdenken und Pionierindividualismus — unter deutschem hegelianischen Einfluß die pantheistisch-idealistischen Systeme eines Peirce und Royce. Die 4. Stufe endlich, äußerlich gesehen die „Blütezeit“ der amerikanischen Philosophie um die Jahrhundertwende (W. James, Dewey, Santayana, Adams), bezeichnet M. als „Wendung zur Endlichkeit“, als „Finitismus“: der Mechanisierung und dem Funktionalismus im Leben des Einzelnen und der Nation entspricht in der Philosophie die Veräußerlichung im Pragmatismus und die pessimistische Lebenskritik. Innerhalb dieser großen Entwicklungslinien werden die Systeme der einzelnen Philosophen in klarer Gliederung dargestellt. Daß manche dieser Philosophen, deren Gedanken vielfach nur eine (nicht verbesserte) Neuauflage der Systeme der Alten Welt sind, in ihrer Bedeutung überhöht werden, wird man dem Verf. nicht allzusehr verargen. Jedenfalls hat er durch die klare Herausarbeitung der vier Kulturstufen (die keineswegs nur Geschichte sind, sondern im heutigen Nordamerika als bestimmende Lebensmächte fortwirken) es uns Europäern wesentlich erleichtert, die geistige Situation des heutigen Amerikas tiefer zu verstehen. — Zu bedauern sind die Unebenheiten und Unrichtigkeiten in der sprachlichen Form.

Hentrich.

* * *

Gilson, Etienne, u. Böhner, Philotheus, O. F. M., Die Geschichte der christlichen Philosophie. 1. Lieferung: Die Gesch. d. patrist. Philosophie. gr. 8^o (239 S.) Paderborn 1936, Schöningh. M 3.80. — Wie in einer Bemerkung auf dem äußeren Umschlag betont wird, will das vorliegende Werk „ein Handbuch für Studierende“, „ein erster Wegweiser für Anfänger“ sein. Diese Zielsetzung bedingt natürlich von vornherein einen grundlegenden Unterschied von ähnlichen Werken, etwa von dem kürzlich in der Schol 10 (1935) 428 f. besprochenen Buche von Eibl, vor allem von dem für das deutsche Sprachgebiet maßgebenden Werke von

Geyer in Ueberwegs Philosophiegeschichte. Zugleich ist aus dieser bewußten Zielsetzung auch positiv die Eigenart des vorliegenden Werkes zu erklären. Zunächst im Aufbau und in der Auswahl: es will nicht, wie etwa Geyer, ein geschlossenes Gesamtbild der Entwicklung mit ihren Verzweigungen bieten, sondern nur einige einprägsame Haupttypen für den Anfänger herausgreifen. So im 1. Buch (griechisch-patristische Philosophie) nur Justin, Clemens von Alexandrien, die 3 Kappadozier, Nemesius, den Pseudoareopagiten und Johannes Damaskenus; im 2. Buche (lateinisch-patristische Philosophie) nur Tertullian, Augustin und Boethius. Mit Recht ist dabei einem Augustin mehr als ein Viertel des Umfangs des ganzen Werkes eingeräumt. Vorausgeschickt sind zwei einleitende Kapitel über die heute vielerörterte Frage nach dem Begriff der christlichen Philosophie und über die Philosophie der Hl. Schrift. — Sodann grenzt sich das Werk auch dadurch bewußt gegen Geyer ab, daß es überhaupt keine Literaturangaben bringt, wohl dagegen die besten Textausgaben in der Ursprache und der deutschen Übersetzung. Für die Literatur verweist es auf Geyer. Recht glücklich für ein Handbuch für Anfänger ist die buchtechnische Anlage: reiche Gliederung, Mannigfaltigkeit der verwendeten Typen, Übersichtlichkeit. Den wertvollsten methodischen Fortschritt erblicke ich darin, daß am Schluß jeden Abschnittes ausgewählte Proben aus den Werken des betr. Philosophen (im Urtext und einer vorzüglichen deutschen Übersetzung) geboten werden und so der Studierende an die Quellen selbst herangeführt wird; so z. B. bei Augustin „Das Ewige im Schönen“ (De vera religione), „Vom Sinn der Geschichte“ (ebd.), „Der Verstand (Metaphysik) und die Liebe (Ethik) suchen Gott“ (Confessiones). — Den völligen Verzicht auf jegliche Literaturangaben halte ich didaktisch nicht für glücklich. Wenn die Verfasser auch nicht dem von de Wulf in seiner letzten Auflage (vgl. Schol 11 [1936] 435 f.) eingeschlagenen Wege (Verzeichnen der seit Geyers Erscheinen herausgekommenen Literatur) zu folgen brauchten, so hätte doch auf die Angabe der zwei oder drei klassischen Literaturwerke bei jedem Philosophen gerade in einem „Handbuch für Studierende“ nicht verzichtet werden dürfen. Die Art der Literatúrauswahl etwa in dem verbreiteten „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ von Stöckl-Weingärtner dürfte methodisch durchaus vorzuziehen sein. — Beim Fehlen eines Vorwortes bleibt der Anteil der Verfasser (ob sachliche Aufteilung oder nur Übersetzertätigkeit B.s) am Gesamtwerk im Ungewissen. — Mit zwei weiteren Lieferungen, „Frühscholastik“ und „Hoch- und Spätscholastik“ soll das Werk innerhalb Jahresfrist abgeschlossen werden. Es kann allen Studierenden warm empfohlen werden.

Hentrich.

Antweiler, A., Der Begriff der Wissenschaft bei Aristoteles (Grenzfragen zwischen Theol. u. Philos., hrsg. v. A. Rademacher u. G. Söhngen, Bd. 1). gr. 8^o (120 S.) Bonn 1936, Hanstein. M 3.80. — A. hat mit großer Sorgfalt aus allen Werken des Aristoteles die zerstreuten Texte zur Wissenschaftstheorie nach systematischen Gesichtspunkten (Gegenstand, Verfahren, Wesen, Einteilung, Voraussetzungen, Träger, Abgrenzung der Wissenschaft) zusammengetragen. Die eigene Übersetzung der Texte läßt, indem sie den Gebrauch allzu abgegriffener Ausdrücke meidet, das Ursprüngliche des aristotelischen Denkens gut hervortreten; überhaupt versteht es A. trefflich, aus der denkerischen und wissenschaftlichen Eigenart des Aristoteles die oft bruchstückartigen

und unfertigen Äußerungen lebendig werden zu lassen. Interessant ist die Bemerkung, daß die tatsächliche Arbeitsweise des Aristoteles mit seiner Wissenschaftstheorie keineswegs in allem übereinstimmt. Liegt das nicht vielleicht daran, daß seine Theorie mit ihren strengen Forderungen allzu einseitig an der Mathematik ausgerichtet ist? Einige Punkte wünschte man noch mehr geklärt zu sehen, z. B. den Sinn der „Notwendigkeit“ (ist damit nicht vielleicht zuweilen nur Gewißheit gemeint?) und der „Urgünde“.

de Vries.
Correspondance du P. Marin Mersenne, Religieux Minime. Publiée par Mme Paul Tannery, éditée et annotée par Cornelis de Waard avec la collaboration de René Pintard. T. 2: 1628—1630 (Bibliothèque des ArchPh). gr. 8° (XV u. 705 S.) Paris 1936, Beauchesne. Fr 120.— — Die auf 12 Bde. berechnete Briefsammlung des berühmten Freundes des Cartesius, des geistvollen Minimitenmönches Mersenne, wurde beim Erscheinen des 1. Bdes. in ihrer Planung eingehend von mir in Schol 10 (1935) 120 gewürdigt. Auch der vorliegende Bd. hält, was der 1. versprach. Er umfaßt 99 Briefe aus den Jahren 1628—1630 an oder von Mersenne, Cartesius, Galilei, Gassendi, van Helmont, Kepler, Rivet usw. Dieser Briefwechsel mit seinen theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Diskussionen gewährt uns einen wirklichen Ein- und Durchblick durch die damalige Welt des Geistes: Gab es doch kaum einen Philosophen oder Wissenschaftler von Bedeutung im damaligen Frankreich und in dessen Nachbarländern, der nicht mit dem geistsprühenden Mönche persönliche oder briefliche Beziehungen unterhalten hätte. Und dieser Briefwechsel aus aller Welt diente dann wieder als Ausgangspunkt neuer Diskussionen bei den gelehrten Zusammenkünften in der Zelle des Mönches. — Auch dieser Band ist mit guten Heliogravüren (Gassendis, v. Helmonts, Descartes') ausgestattet. Wertvoll sind vor allem die inhaltsreichen Anmerkungen des Vlissinger Professors de Waard (die an Umfang den Briefen selbst wenig nachstehen). 4 Jahre liegen zwischen dem Erscheinen des 1. und 2. Bdes., und auch dieses verspätete Erscheinen ist, wie Frau T. im Vorwort darlegt, bei der schwierigen Lage des Buchhandels nur unter großen Opfern möglich geworden. Doch verspricht die Hrsg. eine schnellere Abfolge für die weiteren Bde. — Auch den französischen Jesuiten, den Herausgebern der Bibliothèque des ArchPh, wird die wissenschaftliche Welt für den finanziellen Wagemut der Aufnahme dieses auf 10 000 Seiten berechneten Briefwerkes in ihre Sammlung zu Dank verpflichtet sein. Hentrich.

Van der Wey, A., Jakob Anton v. Zallinger zum Thurn und seine Kantschrift von 1799. gr. 8° (161 S.) Paderborn 1936, Schöningh. M 8.80. — Die Bedeutung der sorgfältigen Monographie liegt darin, daß sie an einem hervorragenden Gelehrten durch Analyse seiner Werke zeigt, wie sich kurz nach Erscheinen der Kritiken Kants die katholischen Gegner zu ihm stellten. Es ist bekannt, wie viele begeisterte Anhänger er bei führenden Katholiken in Deutschland fand. L. E. Borowski berichtet in seiner vom Meister durchgesehenen Biographie ausführlich darüber; ebenso von der Gegnerschaft Stattlers. Im übrigen ist die Anti-Kant-Literatur der Katholiken dieser Zeit wenig bekannt. Verf. geht nun schrittweise dem Aufbau der Kritik der Reinen Vernunft und ihren einzelnen Teilen nach, legt Kants Lehrmeinungen, Beweise usw. sowie die kritischen Antworten Zallingers vor. Mit gutem

Urteil und umfassender Kenntnis der einschlägigen, sowohl die Geschichte wie die Systematik betreffenden Literatur, unterscheidet er scharf zwischen dem berechtigten Wahren und dem unberechtigten Falschen sowohl bei Kant wie bei Zallinger. Zuweilen hätten wir zwar mehr Bestimmtheit gewünscht, lieber die Stellungnahme des Verf.s als die anderer Kanthistoriker gesehen. Außer den einleitenden biographischen Noten über Zallinger interessieren — das eigentliche Corpus des Werkes scheidet hier natürlich aus — besonders die beiden Rezensionen über seine Kantschrift aus damaliger Zeit sowie die Schlußbetrachtung, die Zallingers Kantauffassung und Kantkritik kurz zusammenfassend charakterisiert und mit der neuesten Zeit vergleicht. Referent hätte es zwecks einer Gesamtbeurteilung und Gesamtwürdigung der Leistung Zallingers für notwendig gehalten, die Kantauffassung der Zeitgenossen, sowohl der Anhänger wie der Gegner, zu bringen. Von Kant stammt das tiefsinnige Wort: Spätere erfassen oft besser den Sinn eines Autors als er selber. Wie erst aus der zeitlich-örtlichen Distanz die großen Ereignisse der Geschichte voll zu verstehen sind, so sind auch die führenden Denker und Gedanken in ihrer Statik und Dynamik erst aus der ideellen Distanz vollauf zu ergründen. Wenn also Zallinger, wie W. charakterisiert, „sehr nüchtern“ Kant betrachtet, „meistens mehr am Buchstaben haftet als in den Geist eindringt“, so bedenke man, daß es erst der Riesenarbeit der Nachfahren Kants bedurfte, ehe wir dahin in der Kantdeutung gelangten, wo wir heute stehen. So wertvoll mithin der Vergleich der Kantauffassung Zallingers mit derjenigen der auf ihn folgenden Erklärer ist, vor allem deshalb, weil sie Zallingers Einseitigkeit dartut: ebenso notwendig wäre zu einer allseitigen Würdigung seiner Stellungnahme der Vergleich mit der Kantauffassung der Zeitgenossen gewesen, er hätte diese Einseitigkeit verständlicher gemacht und darum milder beurteilen lassen.

Jansen.

Verneaux, R., *Les Sources Cartésiennes et Kantiennes de l'Idéalisme Français*. (Bibl. des ArchPh.) 8^o (526 S.) Paris 1936, G. Beauchesne. Fr 45.—. — Mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit werden hier die Systeme von Descartes und Kant unter besonderer Rücksicht auf ihre Stellung zum Idealismus dargestellt und jede einzelne Behauptung mit guten Texten belegt. Die Hinweise auf den französischen Idealismus der beiden Richtungen Renouvier-Hamelin und Lachelier-Brunschvicg sind kurz und setzen beim Lesen offenbar die Kenntnis dieser Systeme voraus. Die Untersuchung ist überall mit einer musterhaften Unparteilichkeit und Sachlichkeit geführt. Die Darstellung gewinnt durch eine wohlthuende Klarheit. An manchen Stellen hat man den Eindruck, daß der Verf. in seinem Bestreben, den Systemen gerecht zu werden, ein wenig zu sehr harmonisiert, auch vielleicht bei Descartes die idealistische Tendenz ein bischen von der späteren Entwicklung her sieht.

Brunner.

Flöter, H. H. F., *Die Begründung der Geschichtlichkeit der Geschichte in der Philosophie des deutschen Idealismus (von Herder bis Hegel)*. gr. 8^o (152 S.) Halle 1936, Akademischer Verlag. br. M 4.20. — An der Hand zahlreicher Texte untersucht F., welches nach den einzelnen Philosophen (Herder, Kant, Fichte, Schelling, Hegel) die Träger der Geschichte sind und in welchem Ausmaße dies jedesmal der Fall ist. Die Natur als Träger tritt immer mehr zurück und wird zur bloßen Voraussetzung der Ge-

schichte. Das Individuum hebt sich in seiner Freiheit über die Natur hinaus zur eigentlichen Geschichtlichkeit, um aber selbst wieder in die höhere Ordnung des Volkes und mit diesem in die umfassende der Humanität (Herder) oder des Menschengeschlechtes (Kant) oder endlich des Geistes (Hegel) einzugehen. So sind die weltgeschichtlichen Individuen und Völker letztlich doch wieder nur Werkzeuge der Vernunft oder des Geistes, die weggeworfen werden, wenn sie ihren Dienst getan haben. Das große Erlebnis der französischen Revolution und des Auftretens von Napoleon hat auf diese Theorien sichtbaren Einfluß ausgeübt. Für alle idealistischen Systeme ist aber letztlich Geschichte die Entfaltung eines Ungeschichtlichen; Anfang und Ende sind innerlich miteinander verknüpft und in gewissem Sinne identisch. Aber die subjektive Stellung kann dabei verschieden sein: für die Aufklärung ist die Gegenwart Anfang einer idealen Zukunft, für die Romantik umgekehrt Abfall von einer idealen Vergangenheit, während der Konservative in ihr die Synthese von Vergangenheit und Zukunft sieht (Hegel). — Man wird vielleicht den Wunsch äußern können, daß die gründliche und inhaltlich sehr reiche Untersuchung auch in der Darstellung etwas mehr verarbeitet wäre. Brunner.

Freyer, H., Über Fichtes Machiavelli-Aufsatz (Berichte der Sächsischen Akad. der Wissenschaften, Philos.-histor. Klasse 88, 1) gr. 8^o (24 S.) Leipzig 1936, Hirzel. M 1.— Die Machiavelli-Schrift wird zu einem Schlüsselpunkt, von dem aus das Denksystem Fichtes aufgeschlossen werden kann. Fichte versuchte in seinem Königsberger Aufenthalt eine tatsächliche Wirkung auf den preußischen König auszuüben und ihn aus seiner Unentschlossenheit gegen Napoleon herauszureißen. Er spricht ein unbedingtes Ja zu Machiavellis Lehre, daß sich die Staaten im Verhältnis zueinander im Naturzustand befinden. Zeitereignisse und willensmäßiger Einsatz werden aber bei Fichte auch philosophisch produktiv, nämlich für seine Geschichtsphilosophie. Den Weg zur Vernunft kann die Menschheit nur mit Bewußtsein und Freiheit einschlagen, die Vorsehung zwingt nicht. Fichte hatte den Staat bisher immer nur als Rechtsordnung gesehen, höchstens als Kulturstaat, jetzt sieht er ihn als Geschehen, als Tat, als geschichtliche Entscheidung. Er begreift, daß die sittlichen Entschlüsse, auf die es in der Geschichte der Freiheit ankommt, nicht allgemeine moralische Entschlüsse, sondern politische Entschlüsse sind. Dadurch kommen die Sachgesetze des politischen Handelns in die Ethik hinein, und das ist der Sinn der Rezeption Machiavellis.

Schuster.

Gouhier, Henri, La jeunesse d'Auguste Comte et la formation du positivisme. II: Saint-Simon jusqu'à la Restauration (Bibliothèque d'histoire de la philosophie). gr. 8^o (388 S.) Paris 1936, Vrin. Fr 36.— Der führende französische Philosophiegeschichtler G. ließ bereits 1931 eine „Vie d'Auguste Comte“ erscheinen. Das führte ihn dazu, sich tiefer in die Problematik der Jugend Comtes und der Ausgestaltung des Positivismus einzuarbeiten. Die Ausbildung des Positivismus fällt nämlich in die sechs Jahre, die Comte in enger Lebensgemeinschaft mit Saint-Simon zubrachte, und zwar wird gemeiniglich von den Philosophiegeschichtlern behauptet, St.-Simon habe darauf entscheidenden Einfluß ausgeübt. Dies letztere wird nun für G. zum Problem. Deshalb mußte er zunächst feststellen, was Comte vor seinem Zusammentreffen mit St.-Simon bereits war (das geschah in dem

1. Bde., der 1933 mit dem Untertitel „*Sous le signe de la liberté*“ erschien), um dann herauszuarbeiten, was St.-Simon war, bevor er Comte als Sekretär in sein Haus aufnahm: Diese Aufgabe soll der vorliegende 2. Bd. lösen. Ein abschließender 3. Bd. soll später den Abschnitt des gemeinsamen Zusammenlebens der beiden darstellen. G. kommt nun in diesem Bande zu dem überraschenden Ergebnis: bis 1813, d. h. bis zum Zusammentreffen St.-Simons mit Thierry und Comte gibt es noch kein System des „St.-Simonismus“, sondern im Kopfe St.-Simons nur ein ungeordnetes Nebeneinander der Gedanken, eines d'Alembert, Condillac, Bonald usw. Die neuen Gedanken, die seit 1814 unter dem Namen eines St.-Simon erscheinen, sind also auf Rechnung seiner Sekretäre Thierry und Comte zu setzen. Der „Saint-Simonismus“ ist also erst nach dem Tode St.-Simons von Enfantin und Bazard geschaffen und aus dem Bedürfnis nach einer Messiasgestalt heraus so bezeichnet worden. Von einem Einfluß St.-Simons auf den sich bildenden Positivismus kann also keine Rede sein. — Die Forschungsarbeit G.s, die zugleich eine gründliche Überholung der bisherigen St.-Simon-Biographien darstellt, bildet zweifelsohne eine Bereicherung der Geschichte des Positivismus. Hentrich.

Boosten, J. P., *Taine et Renan et l'idée de Dieu*. gr. 8^o (250 S.) Maastricht 1936, Boosten u. Stols. — Die Gegenüberstellung der beiden einst einflußreichen Denker findet ihre innere Berechtigung in dem beiden gemeinsamen katholischen Milieu, dem sie entstammen und dem positivistischen Zeitgeist, von dem sie getragen wurden. Die eigentliche Tiefe des Glaubens hat keiner erfaßt, und so wandten sich beide von diesem ab. Taine fand, besonders unter dem Einfluß Spinozas und später Hegels, einen Ersatz in einem Naturpantheismus. Gott ist ihm das „*axiome éternel*“, die oberste Formel, die jedem Existierenden innewohnt. Das gesamte Weltall ist die Entfaltung dieses obersten Gesetzes. Die Moral hat folgerichtig ihren tiefsten Sinn in der Unterwerfung des Menschen unter das All. Für Renan ist Gott die „*Kategorie des Ideals*“ und fällt tatsächlich mit den Ideen des Wahren, Guten und Schönen zusammen. Er wird mit dem Fortschreiten des Bewußtseins in der Welt. Auch die Moral, deren oberstes Gesetz lautet, daß jeder der Stimme seines Gewissens folgen solle, beruht auf diesem Fortschreiten. Trotz dieser Verschiedenheit in den letzten Auffassungen über Gott und Mensch weisen die Lehren beider manche gemeinsame Züge auf. Beide erwarten das Heil der Menschheit von der Entwicklung der positiven Wissenschaften und lehnen daher jede gegenwärtige wissenschaftliche Metaphysik ab, von der Zukunft alles erwartend. Desgleichen verwerfen sie die äußeren Formen der Religionen, die nach ihnen nur für wahr gehaltene Dichtungen sind, und erheben dafür die innere Religion. In ihrer Begeisterung für die positiven Wissenschaften ziehen diese ein religiöses Gewand an, da sie dem Menschen das geistige Auge öffnen für das Göttliche. Für die Übernatürlichkeit des Christentums geht beiden jedwedes Verständnis ab. — Da B. nicht bloß die wissenschaftlichen Veröffentlichungen der beiden Männer ausgiebig benützt hat, sondern auch deren Privatkorrespondenz, so bilden die interessanten Ausführungen eine lehrreiche Darstellung religiöser Seelen- und Zeitgeschichte. Die geschilderte religiöse Entwicklung der beiden ist ja typisch für einen Großteil ihrer Zeitgenossen. Rast.

Lombardi, Fr., *Kierkegaard (Pensatori Antichi e Moderni)*.

8^o (322 S.) Firenze 1936, La Nuova Italia. L 14.— Das Werk hat die Absicht, das Leben und die Ideen von Kierkegaard dem italienischen Leserkreis zugänglich zu machen. In fünf Kapiteln werden Entwicklung und Lebensgang, die religiösen und philosophischen Gedanken und endlich der Lebensabschluß mit dem Angriff auf das Christentum dargestellt. Dabei werden die einzelnen Schriften in ihrer zeitlichen Reihenfolge analysiert. L., der bereits eine Studie über Feuerbach veröffentlicht hat, besitzt eine reiche Literaturkenntnis und seine Darstellung ist gut lesbar. Eine reiche Bibliographie leitet das Werk ein und eine Übersetzung ausgewählter Stellen aus Kierkegaard schließt es ab. Brunner.

Steinberg, A. S., Die Idee der Freiheit. Ein Dostojewski-Buch. 8^o (159 S.) Luzern 1936, Vita Nova-Verlag. M 4.—; geb. M 4.80. — Zunächst sucht der Verf. zu zeigen, daß Dostojewski ein wirklicher Philosoph war. Dann wird sein System des konkreten Idealismus, seine Ideenlehre und die Dialektik der Freiheit, d. h. die gegensätzlichen Zustände, durch die der einzelne Mensch und die ganze Menschheit auf dem Wege zur wahren Freiheit hindurchgehen muß, dargestellt. Am besten scheint mir dabei die Ideenlehre behandelt worden zu sein; andere Teile sind stellenweise ziemlich schwer verständlich. — Die Einleitung leidet an einer großen Unklarheit der Begriffe. Daß Dostojewski ein großer Denker war, ist gewiß. Aber sein Denken vollzog sich im Künstlerischen. Kann man das Philosophie nennen; oder ist es nicht richtiger, daß eine Philosophie sich herauslesen läßt? Doch ist diese Frage nicht so wichtig. Dagegen bestätigten gerade die Ausführungen des Verf. wieder, wie sehr Dostojewski, wie ein großer Teil der damaligen russischen Denker und Schriftsteller, von dem späteren Schelling abhängig ist, obschon dieser nur einmal im Vorbeigehen erwähnt wird. Die Lehre von den seienden Möglichkeiten und dem seienden Nichtsein, von der Natur als einem vorgeistigen, auf Vergeistigung hingeordneten Wesen, von der Welt als Organismus, die Ideenlehre, Sein als Folge einer Entscheidung und manches andere stammt, vielleicht nur mittelbar, aus dieser Quelle. Deswegen wird die Größe von Dostojewski doch eher in seiner fast unheimlichen Kenntnis der menschlichen Tiefen und Abgründe und in seiner gewaltigen Darstellungskunst zu suchen sein. Brunner.

Höfer, J., Vom Leben zur Wahrheit. Katholische Besinnung an der Lebensanschauung W. Diltheys. gr. 8^o (XII u. 342 S.) Freiburg 1936, Herder. M 7.—; geb. M 8.60. — Zuerst wird die Lebenshaltung Diltheys in sehr ausführlicher Weise aus seinen Werken herausgearbeitet, um dann die Hauptfrage zu stellen: Warum mußte ein so umfassender und alle Wirklichkeit anerkennender Geist an der großen geschichtlichen Wirklichkeit der katholischen Kirche vorbeigehen? Die Beantwortung dieser Frage gestattet Schlüsse auf die heutige geistige Haltung und die Notwendigkeiten, die sich vor allem für den Priester und Seelsorger, aber auch für den katholischen Menschen überhaupt daraus ergeben. In seiner Absicht wie auch der Durchführung berührt das Werk sehr angenehm. Nicht in Polemik, sondern durch Verstehen sucht es den geistigen Schwierigkeiten auf den Grund zu kommen und so zu ihrer Überwindung beizutragen. In Anbetracht der Länge des ersten Teiles ist der zweite etwas zu knapp geraten. Das philosophische Verdienst der Dilthey kommt doch wohl nicht genügend zur Geltung wie auch nicht der philosophische Grund seiner Hal-

zung: wie in früheren Systemen die Haltung und Methode des Naturwissenschaftlers, so ist bei Dilthey die des Geisteswissenschaftlers zur philosophischen Methode und Haltung, ja zur Lebenshaltung verabsolutiert (vgl. A. Brunner, Die Grundfragen der Philosophie; Freiburg 1933; Teil IV, bes. 163 f.). Es ist kein Zweifel, daß für eine Philosophie der Kultur und der Geisteswissenschaften bei Dilthey auch viel Positives zu holen ist; und nur wenn die scholastische Philosophie das Problem sachgemäß bewältigt, wird auch eine innere philosophische Überwindung des Dilthey'schen Standpunktes, der aus einem wirklichen philosophischen Anliegen, wenn auch in irrtümlicher Anwendung, entsprang, gelingen. — Die ausführlichen Verzeichnisse machen den reichen Inhalt des Buches noch besser verwendbar. Brunner.

Steinbüchel, Th., Der Umbruch des Denkens. 8^o (182 S.) Regensburg 1936, Pustet. M 3.80; geb. M 4.80. — Der Titel meint den „Umbruch des Denkens“ von einem unverbindlichen „Idealismus“ abstrakter Wesenheiten und unpersönlicher Werte zu einer Existenzphilosophie, die um die entscheidenden Fragen des menschlichen Daseins ringt. St. verdeutlicht diesen Umbruch an den Schriften F. Ebners († 1931). Im Mittelpunkt des Denkens Ebners steht die menschliche „Existenz“, die in der Beziehung zum Du, letztlich zum Du Gottes, gründet. Nur in der Ich-Du-Beziehung kommt der Mensch zur Vollendung seines Wesens, namentlich zur sittlichen Vollendung. Wort und Liebe erschließen und erfüllen die Existenz. — Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zum Verständnis der Zeit und kann gerade auch einem Vertreter der scholastischen Philosophie viel zu denken geben. Ebner scheint freilich die scholastische Philosophie nicht gekannt zu haben, und so gehen wohl manche seiner Formulierungen, wie auch St. bemerkt (105 f., 111 f.), in der Ablehnung rationalen Denkens weiter, als er selbst eigentlich beabsichtigt. Gewiß treffen seine Vorwürfe die scholastische Philosophie nicht, wenn diese ihrem innersten Wesen treu bleibt. Aber kann man dies von der neuscholastischen Philosophie, wie sie tatsächlich besteht, in allem sagen? Oder ist sie nicht doch vielfach noch allzusehr eine Philosophie des bloßen „Es“, fehlt es ihr nicht oft an der rechten Lebensverbundenheit? Wir wollen wahrhaftig nicht einem Irrationalismus willkürlicher „Vorentscheidungen“ das Wort reden. Aber hier liegen doch ernste Probleme, deren Beachtung für die Geltung der scholastischen Philosophie in unserer Zeit vielleicht entscheidend ist. de Vries.

2. Literar- und Ideengeschichte der Scholastik.

Meersseman, G., Laurentii Pignon Catalogi et Chronica. Accedunt Catalogi Stamsensis et Upsalensis Scriptorum O. P. (Monumenta ordinis fratrum praedicatorum historica 18). 8^o (XXII u. 135 S.) Rom 1936, ad S. Sabinae. — Endlich der Schriftstellerkatalog der Dominikaner nebst den Verzeichnissen der Heiligen, Bischöfe und Ordensgeneräle, den man seit Jahrzehnten erwartet hatte, der aber wegen der Schwierigkeit, die in der einzigen Hs (Cod. 14582 der Pariser Nationalbibl.) lag, nicht erschien, während andere dritter Wertordnung veröffentlicht wurden. Man muß M. für das Wagnis und für die aufgewandte Mühe aufrichtig dankbar sein, nicht minder für die Neuherausgabe des Stammer Katalogs und für das Verzeichnis von Upsala. Der Anhang ent-

hält nach Bernard Guidonis das Verzeichnis der Provinzialprieoren von Francia bis Herveus; ein anderes geht bis 1412, ein drittes der „Urbanistae“ von 1379 bis 1405, ein Verzeichnis der Provinzialkapitel von Francia bis 1412, eine Zusammenstellung der Kapitel und Provinziäle der gleichen Provinz von 1413 bis 1515, alles Dinge, die für den Ordenshistoriker, Kirchengeschichtler und Erforscher der Scholastik von größtem Nutzen sind. Leider fehlt ein Neudruck der Pariser Magistri. Das ArchLitKGMA fängt an, seltener zu werden. In der Einleitung steht das Notwendige zur Einführung. Die Scheidung in tabula antiquior et recentior ist mir noch nicht ganz klar. In der recentior sind mehrere Auktoren des 13. Jahrh.: z. B. Vinzenz von Beauvais, Moerbeke, Cantimpré, Pungens Asinum, Bombologus.

Pelster.

B o n n a n n, O., Ein Franziskanischer Literaturkatalog des XV. Jahrhunderts: FranzStud 23 (1936) 113—149. — Der Franziskanerorden besitzt keine mittelalterlichen Literaturkataloge, die dem Stamser-Katalog oder dem Verzeichnis des Pignon gleichwertig sind. Es ist daher jeder neue, wenn auch weniger bedeutende Fund zu begrüßen. B. stellt in sorgfältiger Untersuchung die bisher bekannten Kataloge des Bartholomaeus von Pisa, Ceva, (Trithemius) und einen englischen Katalog, dessen Reste durch Leland erhalten sind, zusammen, veröffentlicht einen aus der Zeit um 1450 stammenden Katalog aus Cod. I 111 des Würzburger Franziskanerklosters, den ein Nikolaus von Ulm geschrieben hat, und ebenso die Reste des englischen Katalogs. Jede Nummer ist genau kommentiert. Solche Kataloge sind besonders für die Kenntnis der zeitgenössischen Auktoren von Wert. Leider gehören in unserem Fall nur wenige Auktoren dem 15. Jahrh. an und über sie wie Marquard von Lindau, der besonderes Interesse erweckt, ist nicht allzuviel gesagt. Von anderen wie Scotus, Mediavilla sind Schriftkommentare erwähnt, die aber sonst nicht bekannt sind. Bei Johannes von Erfurt, der übrigens mit dem dominus Johannes de Herfordia in Bologna 1285 nicht identisch sein kann, wie Doelle annahm, wäre der Sentenzenkommentar z. B. in Cod. Leipzig 558, 556, 557 oder in Cod. A. 8. 815 der Nationalbibl. Florenz einmal zu untersuchen. Er hängt stark von Pecham und Bonaventura ab (vgl. ZKathTh 48 [1924] 514). Im englischen Katalog ist die alte Angabe von Little über Wilhelm von Nottingham (ca. 1251) in: nach 1300 zu berichtigen; bei Nikolaus Ockam und Berwick hätten die neueren Angaben von Little (Oxford Theology and Theologians, Oxford 1934, 74, 88 f.) angeführt werden können. Den Katalog des Ceva kannte Ehrle sehr gut; nur hatte er ihn bei Abfassung der Schrift über die Ehrentitel nicht zur Hand. Pelster.

C h e n u, M. D., Grammaire et théologie aux XII^e et XIII^e siècles: ArchHistDoctrLittérMA (1936) 5—28. — Diese sorgfältig geführte Untersuchung über das Verhältnis der spekulativen Grammatik zur Dialektik und Theologie ist von prinzipieller Bedeutung. Wie im heutigen Betrieb der Philosophie die Dialektik stark in den Hintergrund getreten ist, was nicht nur von Philosophen, sondern auch von Historikern der Geisteswissenschaften als empfindlicher Nachteil beklagt wird, so hat man die Sprachphilosophie völlig den Philologen überlassen, die ihrerseits oft zu wenig Fühlung mit der Dialektik besitzen. Ch. zeigt nun an zwei typischen Beispielen, wie die spekulative Grammatik des 12. und 13. Jahrhunderts Einfluß auf die Formulierung und Lösung theologischer Probleme ausgeübt hat. Der erste Satz der „Nominales“

in der Grammatik, als deren Vater Ch. Bernhard von Chartres nachweist: ‚Eine Aussage, die einmal wahr ist, ist immer wahr‘, dringt in die Lehre von der Erkenntnis Gottes und von der Erfassung der Offenbarungswahrheiten ein, bis er schließlich durch Berücksichtigung der verschiedenen Zeit richtig erklärt wird. Der zweite Satz: ‚Das Nomen bezeichnet die Substanz zugleich mit ihrer Qualität‘ führt zur Unterscheidung zwischen „suppositum“ und „significatum“ und findet zugleich mit dem „cadere a forma“ in der Lehre von den göttlichen Namen vielfach Anwendung. Zu dem ersten Problem und zu manchen anderen wie z. B. der Lehre von den Connotata finden sich interessante Erörterungen in der Polemik Roger Bacon's gegen Richard Rufus und andere Philosophen und Theologen im *Compendium studii theologiae*. Pelster.

Chenu, M. D., *Un essai de méthode théologique au XII^e siècle*: *RevScPhTh* 24 (1935) 258—267. — Ch. zeigt am Beispiel des Gilbert de la Porrée und der *Regulae* des Alanus von Lille, wie die Theologie des 12. Jahrhunderts sich allmählich die anderen Wissenschaften dienstbar machte. Abaelard hat auf genaue, dialektische Umgrenzung der Begriffe und Aussagen gedrängt. Nach ihm greifen Gilbert und später Alanus die an der Mathematik ausgebildete Axiomtechnik von *De hebdomadibus* des Boethius auf und führen sie in den inneren Aufbau der Theologie ein, ein kühnes Unterfangen, das notwendig zu Zusammenstößen führen mußte, solange die besondere Lage der Theologie im Kreis der übrigen Wissenschaften und die Eigenart ihrer Prinzipien nicht völlig geklärt war. Das geschah erst im 13. Jahrhundert.

Pelster.

Landgraf, A., *Petri Abaelardi expositionis in epistolam ad Romanos abbreviatio*. gr. 8^o (45 S.) Leopoli 1936. Sonderdruck aus: *Bohoslovia* 13 (1935) 1—5; 89—111; 197—212. — In Cod. lat. 1116 fol. 80—84^v der Pariser Arsenalbibl. fand L. einen Römerkommmentar, der teilweise wörtlich mit dem Werke Abaelards übereinstimmt und sich als ein kürzender Auszug aus ihm erwies. Das Incipit lautet: *Quamdiu homo intus Deum sibi loquentem audire potuit*. Er reicht bis Kap. 6, 13 des Römerbriefes: ‚*Arma iustitiae*‘ id est instrumenta quibus Deus ad iusta opera utitur. Es sind aber auch wesentliche Unterschiede von Abaelard zu erkennen. Von anderen Werken ist Hugo von St. Viktor, *De sacramentis* benutzt. Also haben wir sicher kein Werk Abaelards selbst vor uns. Die *Abbreviatio* erweitert so unsere Kenntnis seines Einflusses, wenn auch inhaltlich keine neuen Lehren geboten werden. L. gibt eine vollständige Edition. Leider fehlt ein wenigstens kurzes Sachverzeichnis, das bei der Vielheit der unsystematisch im Kommentar behandelten Fragen für die praktische Auswertung sehr nützlich wäre und auch einem längeren Sonderdruck angehängt werden könnte.

Weisweiler.

Ostlender, H., *Die Sentenzenbücher der Schule Abaelards*: *TheolQuart* 117 (1936) 208—252. — Die klar ausgeführte Arbeit führt zu genauerer Feststellung des *Liber Sententiarum* der Abaelardschule. Zunächst stellt O. die Abhängigkeit der einzelnen bisher bekannten Sentenzenbücher von den durch ihn jüngst aufgezeigten verschiedenen Redaktionen der *Theologia Scholarium* fest. Es zeigt sich, daß keines von ihnen mehr die fünfte Redaktion benutzt hat, wie auch keine Abhängigkeit von der *Theol. Summi boni* und *Theol. christiana* aufgezeigt werden kann. Einige Unklarheiten bleiben bestehen, da sich nicht alle Sentenzenbücher in die bisher

bekanntem Redaktionen glatt einordnen lassen. Hier wird die weitere Forschung sehen müssen, ob noch mehr Bearbeitungen der Theol. Scholarium anzunehmen sind, oder Zusätze späterer Redaktionen teilweise an den Rand früherer nachgetragen wurden. Das erscheint jedenfalls, wie es z. B. die Überlieferung der Summa Sententiarum, der Paulinen usw. zeigt, in der Zeit nichts auffallendes. — Der Hauptteil der Arbeit O.s bemüht sich um die nähere Feststellung des Liber Sententiarum, nachdem noch vorher kurz die Abhängigkeit Omnebenes von Roland auch an Hand der Zitiertart dargetan ist (222 f.). Tatsache des Liber Sententiarum und seine Verfasserschaft von einem Abaelardschüler sind heute unbestritten. Die Hinweise und Belege O.s zeigen darüber hinaus bereits einen ersten Blick in den wahrscheinlichen Aufbau, wie ihn ein Vergleich mit den übrigen von ihm abhängigen Sentenzenbüchern tun läßt. Er muß ebenfalls wie diese die ursprüngliche Dreiteilung Fides, Caritas, Sacramentum umgestellt und die Caritas am Ende behandelt haben. Quelle für ihn war neben dem Römerkommentar Abaelards dessen Ethik und vor allem die Theol. Scholarium. Terminus ad quem ist die Abfassungszeit der Gegenschrift Wilhelms von St. Thierry (1138—1139); terminus a quo die Verfasserzeit der genannten Werke Abaelards (1125—1138). Benutzt sind ferner wohl auch Abaelards Vorlesungen, worüber freilich letzte Sicherheit erst das Auffinden des Buches selber geben kann. Für den Inhalt des Lib. Sent. möchte O. folgende „generelle“ Prinzipien aufstellen: „Alle Fragen und Sätze, die sich wenigstens in zweien der Sentenzenbücher finden, gehören, soweit sie nicht auf die Theologia als Quelle zurückführbar sind, der gemeinsamen Quelle des Lib. Sent. an“ (241). O. nimmt davon selber schon Omnebene aus, der ja von Roland abhängt, ebenso die Stellen der Sententiae Hermanni in den Sententiae Parisienses, die ebenfalls unmittelbar von einander abhängig sind. In dem vorgelegten Prinzip dürfte aber auch so wohl noch die Möglichkeit einer größeren Fehlerquelle liegen, da die Verfasser der Sentenzenbücher z. T. Abaelardschüler waren, wie O. an anderer Stelle zugibt (250). Also kann die Ähnlichkeit auch aus den Vorlesungen kommen, wenigstens wenn nicht mehrere Sentenzenbücher mehr oder weniger wörtlich übereinstimmen. Daher ist hier Vorsicht geboten. Die interessante Arbeit wird wohl dazu beitragen, nun nicht für alle Schwierigkeiten im verlorenen Lib. Sent. alles Heil zu suchen, sondern, wie es hier geschieht, von Fall zu Fall zu untersuchen, was ihm zugeschrieben werden darf und was nicht.

Weisweiler.

Meditationes Guigonis Prioris Cartusiae. Le recueil des Pensées du B. Guigue. Édition par A. Wilmart. O. S. B. (Études de Phil. méd. 22). gr. 8^o (292 S.) Paris 1936, Vrin. Fr 32.— Die 476 „Meditationes“ Guigos, des Gesetzgebers der Kartause und des Freundes des hl. Bernhard, sind kurze, satzenartige, gedankentiefe Sprüche voll überraschender Menschenkenntnis und Lebensweisheit. Durch W. haben sie in mühsamer philologischer Kleinarbeit eine vorzügliche Wiedergabe erfahren. Der große Gedankenreichtum tritt besonders in der nach dem Inhalte alphabetisch geordneten französischen Übersetzung, die beigegeben ist, hervor. Wertvolle Prälegomena und das alphabetische lateinische und französische Verzeichnis aller vorkommenden Worte erhöht den Wert der vorzüglichen Edition und erleichtert das Studium der Meditationes. Richstätter.

Landgraf, A., *Der Magister Petrus episcopus: RechThéolAncMéd* 8 (1936) 198—203. — Angeregt durch eine Bemerkung von Fr. Pelster (*HistJb* 54 [1934] 225) untersucht L. die Abkürzung mag. p. ep. Er findet, daß sie öfter in einem Zusammenhang steht, der eindeutig auf den Lombarden schließen läßt. Gut wird das aus dem Bruchstück des Paulinenkommentars in Bamberg, Can. 17 belegt. Außerdem steht fest, daß er in der Sentenzenglosse zum 4. Buch in Bamberg, Patr. 128 einfachhin episcopus genannt wird. Nicht wahrscheinlich erscheint eine ähnliche Auflösung von Consilium m[agistri] episcopi Parisiensis für den Lombarden in der Summe Roberts von Courçon. Könnte es nicht Mauritius heißen? Jedenfalls hat L. selbst in seiner Arbeit: *Some Unknown Writings of the Early Scholastic Period* (*NewSchol* 4 [1930] 18) aus Brügge, *Bibl. de la ville*, Cod. lat. 220, fol. 130^v eine Stelle zitiert, in der die gleiche Ansicht mit denselben Worten von Gottfried von Poitiers dem Mauritius ausdrücklich und ohne Abkürzung des Namens zugeschrieben wird: *Consilium Mauriti Parisiensis episcopi*. Daher hat L. mit Recht nur die ersteren Texte als eindeutig angesehen. Man wird also weiter im einzelnen Fall zu prüfen haben, wer unter dem Episcopus verstanden ist. — Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um auf einen weiteren Text des Mauritius von Sully hinzuweisen, der sich in Clm 9546 bei der anderweitig näher zu analysierenden Quästionensammlung findet, die dort auf die vor einiger Zeit von mir entdeckte neue Überlieferung der Summe des Praepositinus (vgl. H. Weisweiler, *Die Wirksamkeit der Sakramente bei Hugo von St. Viktor*, 148) folgt. Hier heißt es fol. 192^v zur Frage, ob jemand, der unwissentlich seine Schwester heiratete, wenn die Kirche aus Mangel an Beweisen die Trennung untersagt, bei ihr bleiben kann: *In tali casu dixit magister Mauritius melius esse isti sub ecclesie coactione cohabitationem sororis tolerare quam a consortio ipsius ecclesie sequestrari, ita tamen ut pro peccatis suis in gemitu et in luctu conversetur cum illa, quamdiu vixerint, quousque deus per misericordiam suam eum dignetur absolvere*. In der Münchener Hs steht ferner der Text des Mauritius über die Verdienste, den L. aus Cod. Harley 1855 veröffentlichte (*Some Unknown* ... 19 f.). Die bekannte Münchener Sakramentensumme des Clm 22233 nennt Mauritius an zwei Stellen (fol. 36; 88^v) in praktischen Fragen. Weisweiler.

Grabmann, M., *Le „Breviloquium sententiarum artis theologicae“ du Chanoine Odalric de Verdun: RechThéolAncMéd* 8 (1936) 296—299. — Gr. fand in der Kantonalbibliothek zu Luzern in Cod. P. misc. 37 vom Ende des 12. Jahrhunderts eine oft recht wörtliche Abkürzung der Sentenzen des Lombarden von der Hand Odalrichs. Der Name ist mit Titel in der Hs überliefert. Das Incipit lautet fol. 1: *Liber artis rhetorice testatur omnis narrationis tres esse laudes*. Der Kommentar beginnt fol. 1^v: *Quoniam novi ac veteris testamenti disciplina sive scientia precipue circa res vel signa versatur, ut ait Augustinus ...* Die einzelnen Bücher sind ebenfalls durch kurze, wenigstens teilweise originelle Prologe eingeleitet. Grabmann teilt sie mit und da sie zur Verifizierung anderer Hss dienen können, seien sie auch hier kurz angedeutet: *Quod agendum est de creatura* (2. Buch); *Nunc jam, que ad verbi incarnati* (3. Buch); *Supra satis de pressura* (4. Buch). Weisweiler.

Weisweiler, H., *Théologiens de l'entourage d'Hugues de Saint-Cher: RechThéolAncMéd* 8 (1936) 389—407. — Zwei Werke

werden hier in den Kreis Hugos von St. Cher eingeordnet. Zunächst wird von der berühmten Sentenzenabbreviation, der *Filia magistri*, gezeigt, daß sie nicht Hugo selbst angehören kann. Dieser wird nämlich in ihr nicht weniger als an sechs Stellen namentlich zitiert. W. benutzt diese Zitate, um sogleich die Methode des Abbiators zu beleuchten. Es zeigt sich, daß er neben Hugos Sentenzenkommentar, der auch an vielen anderen Stellen anonym benutzt ist und der die Hauptquelle bildet, die *Summa aurea* Wilhelms von Auxerre heranzog. Für die Zugehörigkeit der Interlinearglossen zu den größeren Glossen der Abbiator ist von Wichtigkeit, daß auch sie in der gleichen Art gearbeitet sind. Als Abfassungszeit stellt W. 1230—1250 fest. Im 2. Teil des Artikels wird die Summe der Baseler Universitätsbibl. B IX 18, auf die jüngst Grabmann hinwies (vgl. *RechThéolAncMéd* 7 [1935] 73—81), ebenfalls als ein Werk aus der Einflußsphäre Hugos von St. Cher erwiesen, dessen Sentenzenkommentar auch hier neben der *Filia magistri* und der *Summa aurea* wesentliche Quelle ist. Die Baseler *Summa* wird um 1250 entstanden sein. Die Untersuchungen, die zur Aufstellung der Quellen der beiden beschriebenen Werke notwendig waren, bieten als Nebenresultat einen neuen Einblick in die enge und weitgehende Abhängigkeit Hugos von St. Cher und Wilhelm von Auxerre; zugleich aber zeigen sie auf der anderen Seite die systematischen Fortschritte Hugos. So wird mit dem Einreihen neuer Werke in den Kreis Hugos seine Bedeutung, die durch die bald nach ihm einsetzende große Zeit eines Albert und Thomas verdunkelt war, deutlicher. Ist doch z. B. die *Filia magistri* in vielen Hss bis in das 15. Jahrhundert hinein verbreitet geblieben. Dafür werden weitere Hss benannt. Weisweiler.

Engelhart, G., Adam de Puteorumvilla. Un maître proche d'Odou Rigaud. La psychologie de la foi: *RechThAncMéd* 8 (1936) 61—78. — E. gibt einen Überblick über die Lehre vom Glaubensakt und Glaubenshabitus des Pariser Theologen Adam de Puteorumvilla (um 1250), den M. D. Chenu in Cod. 15652 der Pariser Nationalbibl. neu entdeckt hat. Sie kann als ein Typ der Pariser Anschauungen um 1250 gelten. Der Titel *Psychologie de la foi*, der Mode zu werden droht, legt den Wunsch nach einer festumrissenen Definition nahe. Behandelt wird nur, was man früher schlicht Lehre vom Glauben nannte. Einiges zur literarhistorischen Seite. Adam soll eng von Odo Rigaldi abhängen. Das wird richtig sein. Da aber die Abhängigkeitsverhältnisse in dieser Zeit oft recht verwickelt sind, so sähe man gern einen genaueren Beweis. Die Bemerkung S. 65 genügt allein noch nicht. Der Verfasser des dritten Teiles der *Summa Ps.-Alexanders* soll Rigaldi benutzt haben. Nun dürfte aber die unvollendete *Christologie* dieses Teiles sicher Rupella zum Verfasser haben, also einen Vorgänger Rigaldis. Der zweite ebenfalls unvollendete Teil hängt zum mindesten stark von ihm ab. Ob er auch von ihm redigiert und vor allem, ob er von ihm an diese Stelle gesetzt wurde, ist wohl noch zweifelhaft; denn die Einleitung (Q. 26), die mit dem Anfang der Traktate *De articulis fidei* und *De viciis* große Ähnlichkeit hat, widerspricht der Einleitung *Tota christianae fidei* des 3. Buches und in etwa auch jener des 4. Buches. Rigaldi dürfte eher Quästionen, die später in die *Summa* eingingen, oder vielleicht auch Teile der *Summa* selbst benutzt haben. Hoffentlich kann E. die Teile der Hs, die der „*Summa*

Alexandri“ entnommen sein sollen, bald veröffentlichen. Falls sie nicht aus Quästionen stammen und der Titel später hinzugefügt ist — an all das muß man denken —, wären sie wohl das älteste Zeugnis für Veröffentlichung von Teilen der Summa um 1250. Da Rupella wesentlichen Anteil an Aufstellung des Rahmens und Ausstattung des Innern der Summa genommen hat, so wäre dies möglich. Sehr interessant ist eine andere Beobachtung E.s. Adam zitiert f. 68^{vb} den Liber de intelligentiis, der nach Hss des 15. Jahrh. von Adam Pulchrae mulieris verfaßt sein soll, als Libellus Adae de Puch' vill', das in Puteorumvilla aufgelöst werden kann. Ist unser Adam der Verfasser, wie E. vermutet? Der Übergang eines Puch' vil' in Pulchrae mul' bietet palaeographisch keine ernstesten Schwierigkeiten. Aber die Selbstzitation? Hat der Schreiber für in libello meo den Namen eingesetzt, wie E. vermutet? Man müßte auch durch Vergleich des Inhalts noch endgültig bestimmen, ob der Adam des dritten Buches mit Adam de Puteorumvilla identisch ist. Pelster.

Thomas von Aquin, Über das Sein und das Wesen. Deutsch-lateinische Ausgabe. Übersetzt und erklärt von R. Allers. 8^o (166 S.) Wien 1936, J. Hegner. M 5.50. — Eine wohl gelungene Übertragung mit vielen aus einer eindringenden Thomaskenntnis und der reichhaltigen Thomasforschung geschöpften Anmerkungen, die das Verständnis des Textes erleichtern und in die thomistische Gedankenwelt einführen. Eine als Nachwort beigefügte Abhandlung legt den Inhalt des Traktats in seinen Grundzügen dar und zeigt zugleich die Gegenwartsbedeutung der thomistischen Philosophie. Gerade heute, wo ontologisches Fragen und Denken ein großes Interesse findet, hat die Schrift eine Aufgabe. Nink.

Franceschini, E., S. Tomaso e l'Etica Nicomachea: RivFil-Neoscol 28 (1936) 313—328. — Moerbeke hatte, wie schon mehrfach betont wurde, seine Übersetzungsmethode an Grosseteste gebildet. Es war aber nicht gelungen, eine Überarbeitung der Ethica Nicomachea Grossetestes durch ihn festzustellen. Nunmehr hat Fr., der eine Neuausgabe der Ethikübersetzung vorbereitet, gefunden, daß Moerbeke etwa in der Zeit um 1260 eine leichte Überarbeitung nach einer oder mehreren griechischen Hss vorgenommen hat, die zur Klasse des Marcianus 213 und Riccardianus 46 gehören, und daß Thomas in seinem Kommentar diese Redaktion benutzte. Es ist zwar mißlich, daß Fr. für Moerbeke in der Hauptsache nur den Text der Piana und eine Pariser Ausgabe gebraucht hat, da zumal durch Keeler das Vertrauen in die alten Ausgaben, sobald es auf Kleinigkeiten ankommt, stark erschüttert ist. So mögen manche Beweisstellen noch zweifelhaft scheinen. Es bleibt aber genug übrig für den Beweis, daß zwei leicht verschiedene Redaktionen vorliegen, die auf verschiedene griechische Vorlagen zurückgehen. Für Moerbeke als Redaktor sprechen außer den zeitlichen Umständen auch einige Korrekturen z. B. die Übersetzung von ὄλως durch universaliter (Grosseteste: omnino), von περί durch circa (G.: de), von οἶον durch velut, das M. neben dem puta des Gr. gebraucht, von ὥστε durch quare (G.: autem). Auch diese Proben Fr.s lassen erkennen, wie sehr M. in seiner Wahl bestimmter lateinischer Wörter für bestimmte griechische von Grosseteste abhängt. Pelster.

Péghaire, J., C. S. Sp., Intellectus et Ratio selon S. Thomas d'Aquin (Publications de l'Institut d'études médiévales d'Ot-

tawa 6). gr. 8^o (320 S.) Paris 1936, Vrin. *Fr* 32.— Es ist sehr zu begrüßen, daß P. der thomistischen Unterscheidung von intellectus und ratio diese eingehende und sorgfältige Einzeluntersuchung widmet. Ist doch diese oft vernachlässigte Lehre von entscheidender Bedeutung für die Abgrenzung der thomistischen Erkenntnislehre einerseits gegen einen Intuitionismus, der den menschlichen Verstand auf die Stufe eines reinen intellectus erheben möchte, anderseits gegen die Herabwürdigung des menschlichen Denkens (z. B. im Positivismus), die den Verstand als bloße, entwurzelte „Ratio“ nur mehr sinnliche Gegebenheiten formalisieren und berechnen läßt. P. zeigt diesen Irrtümern gegenüber, wie nach Thomas das menschliche Denken als „rationales“, „diskursives“, zwar auf wesentlich niedrigerer Stufe steht als das Erkennen des reinen Geistes, wie es aber doch in der schlichten Einsicht eines, wenn auch in seinem Umkreis recht beschränkten, „Intellectus“ verwurzelt ist. Der intellectus betätigt sich in Menschen besonders in der unmittelbaren Erfassung der Wesenheiten (quidditates) und der ersten Prinzipien, sodann in der Selbsterkenntnis des Bewußtseins und, in innigstem Zusammenwirken mit dem Sinn, in der Erfassung des materiellen Einzelnen, in der er dem Ideal „intuitiver“ Erkenntnis am nächsten kommt. — Die Hauptstärke des Buches liegt in der sorgfältigen Textanalyse und der Untersuchung der geschichtlichen Abhängigkeiten; hier zeigt sich, wie die verschiedensten Einflüsse (Ps.-Dionysius, Augustinus, Aristoteles, die Araber usw.) auf das Zustandekommen der thomistischen Synthese eingewirkt haben, wie in ihr aber all diese Gedanken im Geist des Aristotelismus zu einer innern Einheit verbunden sind. Anderseits bedeutet die Beschränkung auf die textanalytische Methode auch die Grenze des Buches; philosophische Interpretation im vollen Sinn müßte im Hinblick auf die Sachen selbst, die Thomas vor Augen hatte, geschehen und so zu einem Nachvollzug der philosophischen Einsichten führen. So vermißt man etwa eine Ableitung der innern Notwendigkeit, warum sich aus der Abhängigkeit von den Sinnen die diskursive Eigenart unseres Denkens ergibt. Ein tieferes Erfassen dieser Zusammenhänge würde wohl auch die Behauptung vom „analytischen“ Charakter der Prinzipien (200) unmöglich machen. Vgl. hierzu den Beitrag von J. B. Lotz in diesem Heft. de Vries.

Rogeri Baconi *Questiones supra Librum de causis*. Edidit R. Steele collab. F. M. Delorme, O. F. M. *Accedit Liber de causis a R. Steele denuo recognitus* (*Opera hactenus inedita Rogeri Baconis* 12). 8^o (195 S.) Oxford 1935, Clarendon Press. *Sh* 17.6. — Der verdiente Herausgeber der Werke Roger Bacons veröffentlicht die aus Pariser Vorlesungen stammende und in Form von Fragen abgefaßte Erklärung zu *De causis*. Da auch die Quästionen zur Naturphilosophie und zur Metaphysik herausgegeben sind, so ist es jetzt möglich, sich sowohl über den Stand der Aristoteleserklärung in Paris um 1250 als auch über die Ansichten des jungen Bacon ein Urteil zu bilden, was für die Geschichte der Philosophie von hoher Bedeutung ist. Die Ausgabe selbst ist mit der gewohnten Sorgfalt gemacht und erscheint in tadellosem Druck. Ich bedaure allerdings, daß die Aristoteleszitate für gewöhnlich nicht verifiziert sind, was gerade für diese Zeit von Bedeutung wäre. Da die Übersetzung Bardenhewers in seiner ähnlich wie Jourdain's *Traductions latines* nie veraltenden Arbeit über den *Liber De causis*

selten geworden ist, so war eine Neuausgabe angezeigt. St. hat als Grundlage zwei Hss des Britischen Museums genommen; denn Bardenhewer habe sich auf zwei deutsche Hss gestützt, die gewöhnlich weniger zuverlässig seien. Solche allgemeine Regeln sind gefährlich. Clm 162 ist eine sehr sorgfältig geschriebene Pariser Hs, wie ich aus eigener Anschauung sagen kann. Bei Clm 527 ist dasselbe in diesem Teil wegen der Zusammensetzung sehr leicht möglich. Es ist zu verwundern, daß St. die höchstwahrscheinlich älteste Handschrift der Übersetzung von *De causis*, die *Metaphysica Avendauth*, in dem ihm wohlbekanntesten Cod. Seld. supra 24 für die Ausgabe nicht benutzt hat. Er wäre dann Bardenhewer in seinem Urteil über den Verfasser und über die Aussagen Alberts, die allerdings einzelne Unrichtigkeiten enthalten, wohl nicht ohne weiteres gefolgt (vgl. PhJb 46 [1933] 458—463). Ebenso hätte eine Wiederholung der nicht möglichen Datierungen Mandonnets (XXI) vermieden werden können, dessen Ausführungen über einen Konflikt zwischen Albert und Roger in Paris St. mit Recht ablehnt. Pelster.

Rogeri Baconi, *Questiones supra libros octo Physicorum Aristotelis*. Edidit F. M. Delorme, O. F. M. collab. R. Steele (*Opera hactenus inedita Rogeri Baconi* 13). 8^o (XXXIX u. 439 S.) Oxford 1935, Clarendon Press. — Mit diesen *Quästionen* zur Physik kommt die Ausgabe der Werke Roger Bacons, soweit sie in der einzigen Hs 406 Amiens enthalten sind, zum glücklichen Abschluß. Die große Bedeutung ist dadurch gegeben, daß es sich um einen der ersten größeren Kommentare zur Physik (um 1250) handelt und daß der Verfasser ein Bacon ist. Für das Studium der physikalischen und zum Teil auch philosophischen Theorien jener Zeit wird sie unerläßlich sein. In der Einleitung ist unter anderem eine wichtige Übersicht über die zeitliche Anordnung der Kommentare gegeben, die Roger als *Magister artium* zu Paris verfaßte. Die Herstellung des Textes bot insofern manche Schwierigkeit, als D. mit nur einer, teilweise wenig guten Hs auskommen mußte. Recht empfindlich ist der Mangel jeder sachlichen Anmerkung und der Verifizierung der meisten Zitate. Nach welchem Prinzip hier die Auswahl getroffen wurde, ist mir dunkel geblieben. Der Text ist da, möge das Studium bald folgen. Pelster.

Doucet, V., *Les neuf Quodlibets de Raymond Rigault, d'après le ms Padoue Anton. 426*: France Franc 19 (1936) 226—239. — Der Franziskaner Raymund scheint mit seinem literarischen Nachlaß wenig Glück zu haben. In Cod. 182 Assisi sollte das dritte und vierte Buch seines Sentenzenkommentars sein. Ich konnte nachweisen, daß nicht Raymund, sondern Odo Rigaldi der Verfasser war (Greg 12 [1931] 428). Vor kurzem veröffentlichte F. Delorme (*Quodlibets et Questions disputées de Raymond Rigaut*: Aus der Geisteswelt des MA II, 826—838) nach Cod. 98 Todi das Verzeichnis der Fragen von 9 Quodlibeta, deren Titel zeitgeschichtliches Interesse haben. Es ist wiederabgedruckt bei P. Glorieux, *La Littérature Quodlibétique* II 240—251. Nun kommt D., der die 9 Quodlibeta auch in Cod. 426 Padua (S. Antonio) identifiziert hat, wo sie einem Jacobus zugeteilt werden, und bringt nicht zu verachtende Gründe dafür, daß der Verfasser der Pariser Lehrer Jacobus de Carceto ist. Er legt nahe, daß ein *Principium*, das Delorme als Einleitung der Quodlibeta angesehen hatte, die Einleitung Jakobs zu seinem Sentenzenkommentar war,

der dann von Vitalis a Furno reichlich benutzt wurde. Dieses verirrte Principium zugleich mit der Zuteilung des Cod. 426 Padua führte ihn auf Jacobus de Carceto. Da Zitationen bei Petrus de Aquila und Wilhelm von Alnwick nicht zum Ziele führten, bleibt vielleicht die Möglichkeit des Vergleichs mit einzelnen Fragen Raymunds (?) in Cod. 98 Todi. Die Datierung von Q. 9 nach 1290—92 scheint noch problematisch; denn damals handelte es sich um licentiatii a Cancellario; hier ist die Rede von einem non licentiatius usurpans. Pelster.

Balić, K. M., Über die Kenntnis der mathematischen Wissenschaften als Vorbedingung für die richtige Auslegung der Skotus-Werke: *WissWeish* 3 (1936) 120—130. — In diesem Bericht über ein beherzigenswertes Werk des Joh. Ricci, O. Min, 1650, der zeigt, wie die Schriften des Scotus ganz von mathematischem Geist durchdrungen sind und deshalb vom Leser gründliche Kenntnis der Mathematik verlangen, berührt B. meines Erachtens mit Recht zwei schwache Punkte in der Ausbildung der zur Vorbereitung auf das Lehramt Theologie und Philosophie Studierenden. In der Philosophie ist das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten stark zurückgedrängt und zu dilettantenhaft geworden. Daher der Mangel an Wirklichkeitssinn, der heute bei so manchen „synthetischen“ Spekulationen zu Tage tritt und unser Unvermögen, die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite bei alten und neuen Autoren zu würdigen. Die zweite Forderung von B. ist: Das goldene Zeitalter der Scholastik muß durch die Periode der katholischen Restauration im XVII. Jahrhundert, da Hunderte bedeutender Theologen Thomas und Scotus erklärten, mit der Neuscholastik verbunden werden. Durch zu „einseitige“ Betonung des goldenen Zeitalters sind zum großen Schaden von Philosophie und Theologie Quellen fast völlig verschüttet, die reichen Ertrag und dauerhaften Fortschritt hätten bringen können. Interessant sind endlich die Äußerungen Ricci's über die Bedeutung der Theoremata. B. kommt das große Verdienst zu, daß er als erster gegen das absolute Verdikt Longpré's Stellung genommen und so die Frage wieder in Fluß gebracht hat. Dem in den Prolegomena zur *Theologia Mariana* geäußerten Wunsch entsprechend füge ich ein Wort über Cod. A F X 7 der Brera in Mailand hinzu. Ohne die Ansicht B.s zu kennen, hatte ich den Teil mit den Theoremata des J. Duns unbedenklich in das spätere 14. Jahrhundert versetzt. Ferner muß die nähere oder entferntere Vorlage in England geschrieben sein; denn nach meinen Erfahrungen wenigstens ist die Bezeichnung Duns zumal ohne Vornamen ein fast sicheres Kennzeichen englischer Herkunft. Sollte auch hier Alnwick irgendwie seine Hand im Spiele haben? Pelster.

Schwendinger, F., O. F. M., *Metaphysik des Sittlichen nach Johannes Scotus*: *WissWeish* 1 (1934) 180—210; 2 (1935) 18—50, 112—135; 3 (1936) 93—119, 161—190. — Ausgangspunkt dieser gründlichen und dringend notwendigen Arbeit ist der traditionelle Vorwurf des Moralpositivismus, unter dem Scotus zu leiden hatte. Die Abwehr geschieht durch positive Darlegung der eigentlichen Lehre von Scotus und zwar auf Grund einer umfassenden *Metaphysik des Sittlichen*. Die *Metaphysik des sittlichen Wertes*, der *sittlichen Pflicht* und *Gottes Wille* in der *Metaphysik des Sittlichen* bilden die drei Hauptkapitel. Die sorgfältige Prüfung der Texte ergibt nicht nur die Haltlosigkeit des Vorwurfs

des Moralpositivismus, sondern zeigt in manchen Punkten die Originalität des Denkers auch auf ethischem Gebiet. Neues Licht fällt auf die Lehre von den indifferenten Akten. Die positivistisch klingenden Texte werden sorgsam abgewogen und unter Berücksichtigung der Gesamtauffassung von Scotus interpretiert. Stellenweise nimmt der Verf. eine Lehrentwicklung an. Hauptergebnisse der Untersuchung sind: Die moralische Gutheit, die aus Objekt, Ziel und Umständen resultiert, ist in naturhaftem Erkennen aus der Wesensanalyse der Beziehungsglieder erkennbar, so daß kein substantieller Lehrunterschied zwischen Thomas und Scotus in der Metaphysik des Sittlichguten besteht. In der Analyse der sittlichen Pflicht betont Scotus viel schärfer als der hl. Thomas die Bedeutung des Willens Gottes. Er unterscheidet sittliches Naturgesetz im strengsten und im weiteren Sinn. Der Inhalt des letzteren ist nicht a priori abzuleiten, sondern fordert die induktive Erfahrung. Auch das positive Gesetz zerfällt in zwei Arten, das rein positive und das die Naturgesetze bekräftigende Gesetz. Gottes Wollen ist nicht sein Konstitutivum, sondern setzt Sein und Erkennen voraus. Unmögliches und Notwendiges sind Schranken des göttlichen Willens, ebenso die Gutheit der möglichen Dinge. Allerdings hat gerade hier Scotus nicht immer mit der gleichen Klarheit gesprochen und die sogenannte Akzeptionstheorie angewandt und überspannt. Weil Gott „ordinatissime volens“ ist, so hat blinde Willkür weder im Schaffen noch im Gebiet des sekundären, nicht absolut notwendigen Sittengesetzes Platz. Zum Abschluß gibt Schw. einen Ausblick auf die Gegenwartsbedeutung der Scotistischen Sittenlehre in formaler und materialer Hinsicht. Schuster.

Doucet, V., *De operibus manuscriptis Fr. Petri Joannis Olivii in Bibliotheca Universitatis Patavinae asservatis*: ArchFranchHist 28 (1936) 156—197, 408—442. — D. gibt eine sorgfältige Übersicht über die Ergebnisse der bisherigen Forschungen und eine eingehende Beschreibung der Hss 637, 1510, 1540, 2094 in der Universitätsbibliothek Padua, die Ehrle bei seinen Olivistudien noch nicht kannte und die merkwürdigerweise trotz der guten Beschreibung des nur handschriftlich vorhandenen Katalogs bis in die letzten Jahre hinein weiteren Kreisen verborgen geblieben. Sie stammen aus dem Observantenkloster in Feltre. Cod. 1510 enthält ein weiteres Exemplar der Postille zu Job und die bisher unbekannte Erklärung der Apostelgeschichte; Cod. 1540 die Postille zu Isaias, zu den Lamentationen, das erste vollständige Exemplar der Postille zu Ezechiel, einen neuen Traktat zur Lösung von Schwierigkeiten in den Büchern der Könige und über den Bau des Tempels, ferner Akten zum Prozeß Olivis, die zum allergrößten Teil zwar nicht neu, aber doch zur Ergänzung wichtig sind. Cod. 637 ist deshalb wichtig, weil er einige Auszüge aus dem bisher unbekanntem Kommentar Olivis zum vierten und zweiten Buch der Sentenzen bringt, die zur Auffindung dienen können. Cod. 2094 hat Exzerpte aus den Quodlibeta, die bisher nur durch den Druck bekannt waren, Quästionen zum vierten Buch der Sentenzen und Auszüge aus dem sonst unbekanntem „Kommentar“ zum vierten Buch der Sentenzen. Der Artikel zeichnet sich, abgesehen von dem wichtigen neuen Material durch umfangreiche und wertvolle Literaturnachweise aus. Interessant sind zwei Anhänge: Der erste ein Auszug aus der Johannespostille mit der Lehre Olivis über die Öffnung der Seitenwunde vor dem Tode Christi, der zweite

eine Mitteilung über einen notariellen Akt, nach dem in der Abtei von St. Viktor in Marseille in einer alten Hieronymushandschrift ein für die Lehre Olivis günstiger Matthäustext stehe. D., der schon früher gegenüber Ablehnungsversuchen gezeigt hatte, wie Olivi in der Gegnerschaft gegen die Unbefleckte Empfängnis von seinem Temperament sich hatte fortreißen lassen, stellt hier rein objektiv fest, daß Olivi durch seine Lehre über die Öffnung der Seite vor dem Tode Christi, „wenigstens“ Anlaß zur Verurteilung des Viennener Konzils gab und daß er insofern selbst verurteilt ist, als er die Übereinstimmung dieser Lehre mit dem Johannes-evangelium vertrat. Noch einfacher kann man sagen, das Konzil habe gegen Olivi entschieden. Häretiker ist Olivi nie gewesen, aber in seinem etwas exzentrischen und recht selbstbewußten Wesen hat er sich durch „Offenbarungen“ einer „sehr heiligen Person“ vom klaren Sinn der Schrift wegführen lassen. Pelster.

Ewig, E., Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche. 8^o (80 S.) Bonn 1936, Leopold. M 3.50. — Diese Dissertation über den trotz Scheeben's Bemühungen noch nicht genügend gewürdigten Kartäuser entspricht durch die Auswahl der gegenwartswichtigen Fragen und die Berücksichtigung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes durchaus ihrem Zwecke. Nach einer Gesamtwürdigung des Dionysius wird dessen Lehre über Gesellschaft, Staat und Recht sowie über die Kirche und deren Reform vorgeführt, stets mit genauer Quellenangabe, die meist auch zum Vergleich auf Thomas v. Aquin hinweist. Die Hinzunahme der Deutung des letzteren erschwerte natürlich die an sich schon nicht leichte Aufgabe, die Eigenlehre des oft mehr berichtenden Kartäusers scharf herauszustellen. Mit Recht will E. keine künstliche Ausgleichung der verschiedenen Lehren des Dionysius; doch dürfte man manches der noch ungeklärten mittelalterlichen Terminologie zu gute halten. Z. B. kann man dem Kartäuser wohl nicht abschließend die Lehre von der potestas directa zuschreiben angesichts so klarer, entscheidender Stellen wie *De auctoritate Summi Pontificis et generalis concilii* (Bd. 36) I 31 *Verumtamen ...* und III 35 *Praeterea, omnis*. Da vor letzterer Stelle, an der Dionysius seine eigene Lehre zusammenfaßt und die deutlich die Auffassung von der potestas indirecta darstellt, dem Papste der Titel „monarcha“ beigelegt wird, dürfte man diesen damaligen Ausdruck auch sonst nicht übermäßig politisch deuten. — Zu 19: Die Patristik und der hl. Thomas weisen die Staatsautorität auch dem Paradiese zu und sehen in der Strafgewalt eine Folge der Sünde: Schol 4 (1929) 166. — Zu 69: Dionysius schreibt dem hl. Thomas mit Unrecht — angesichts unseres Thomastextes — die Lehre zu, dem Befehl zu einem minder Guten gegenüber gehe das Gewissen vor; vgl. etwa *De ver. q. 18 a. 5*. — Unter den drei Ordensgelübden steht auch für Thomas das des Gehorsams am höchsten: 2, 2 q. 186 a. 8. Gemmel.

Cajetan, Thomas de Vio, Card., *Scripta theologica I: De comparatione auctoritatis papae et concilii cum Apologia eiusdem tractatus*. Ed. Vinc. M. Jac. Pollet, O. Pr. 8^o (354 S.) Rom 1936. Institutum Angelicum. L 18.—. — In Fortsetzung der Ausgabe der philosophischen Werke Cajetans liegt der 1. Band der theologischen Schriften vor. Er bringt keine textkritische Edition. Benutzt ist für das Werk *De comparatione* die Editio princeps, Romae 1511, zusammen mit der Kölner Ausgabe von

1512. Der *Apologia* liegt die erste Gesamtausgabe der *Opuscula* aus Venedig 1515 zu Grunde. Jedoch wurde der frühere Druck von 1514 auch herangezogen. Der Abdruck ist deutlich und gut, so daß die Theologiestudenten eine handliche, für ihre Bedürfnisse geeignete Ausgabe zur Hand haben. Denzinger, *Enchiridion symbolorum* sollte freilich in neuerer Ausgabe zitiert sein: 18.—20. (1932). Weisweiler.

Seiler, J., *Der Zweck in der Philosophie des Franz Suarez* (Philosophie und Grenzwissenschaften 6, 5). gr. 8^o (VIII u. 110 S.) Innsbruck 1936, Rauch. M 4.50. — Es ist gewiß wahr, daß die Philosophie von Suarez bisher noch nicht ihrer Bedeutung entsprechend erforscht und monographisch dargestellt worden ist. Daher kommt die vorliegende Studie einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Ihr erster Teil behandelt den Zweck im allgemeinen, wobei die beiden Hauptprobleme: Zweck und Ursache, der Zweck und das Gute eingehend untersucht werden. Der zweite Teil wendet sich dem Zweck im besonderen, d. h. in seiner Bedeutung für die verschiedenen Formen des Strebens zu. Da all unser Zweckdenken beim menschlichen Streben ansetzt, wird dieses zuerst besprochen; es folgt die Erörterung des Zweckes in der vernunftlosen Natur und im göttlichen Wirken; endlich wird eine eigene eingehende Betrachtung dem Zweck im Gebiete des Sittlichen gewidmet. Einiges aus der Geschichte des Zweckgedankens beschließt das Ganze. — In schlichter, klarer Darstellungsart vereinigt die Arbeit die an verschiedenen Stellen in mehreren Werken zerstreuten Gedanken von Suarez zu einem Gesamtbild. Erläuternde oder kritische Bemerkungen dienen der weiteren Einführung in die gebotene Lehre. Neue Gesichtspunkte treten dabei freilich kaum hervor; man sieht eben, wie sehr das Gedankengut von Suarez schon in die allgemeine scholastische Überlieferung eingegangen ist. Mehr Bewegung und Ergiebigkeit käme in eine derartige Monographie erst hinein, wenn man über eine bloße, sich teilweise sehr eng an die Gedankenführung von Suarez anschließende Darbietung hinaus Schritte, d. h. wenn es gelingen würde, diese Gestalt denkerischer Bemühung in den lebendigen Fluß der Probleme selbst zurückzunehmen. Vor allem bedürfte der Unterschied von geistiger und untergeistiger Finalität einer tieferen spekulativen Bewältigung. Noch eine terminologische Einzelheit: der Ausdruck „Zwekkategorie“ würde wohl besser vermieden, da Zweck etwas Überkategoriales ist, wie allein schon die Anwendbarkeit des Zweckbegriffes auf Gott zeigt. Lotz.

Alcáñiz, F., S. J., *De autographo tractatus inediti Card. Joannis de Lugo „De anima“* (Bibl. de „EstudEcl“. Serie de opusculos 3.) 8^o (182 S.) Madrid 1936, Estudios Eclesiásticos. Pes 7.—. — Gómez Hellin, L., S. J., *El tratado inédito „De Gratia“ del Card. Juan de Lugo según un código Salmantino: Greg 17 (1936) 321—354.* — Erfreulicherweise mehren sich in jüngster Zeit die literargeschichtlichen Arbeiten über Jesuitenautoren des Goldenen Zeitalters der spanischen Scholastik. Vor kurzem hatte G. H. die theologische Lehrtätigkeit des J. de Lugo durch Nachprüfung der Hss untersucht (vgl. Schol 10 [1935] 453). Zwei Gebiete seines geistigen Schaffens, seine Psychologie und seine Gnadenlehre, werden uns jetzt nach unveröffentlichten Quellen nähergebracht. A. veröffentlicht eine „Synopsis“ des im Universitätsarchiv der Gregoriana in Rom (No. 1417) ruhenden Traktates „De Anima“ in der Form, daß er Lugos Sonder-

meinungen in ausführlichem Wortlaut, das übrige in kürzeren Inhaltsangaben wiedergibt, dann in einem Katalog die Sondermeinungen zusammenfaßt und in einem 2. Hauptteil deren Auswirkungen im späteren scholastischen Schrifttum nachspürt. Störend wirken die zahlreichen Druckfehler und der Mangel an Folgerichtigkeit in der Schreibweise. — G. H. untersucht den in der Universitätsbibl. von Salamanca befindlichen Cod. 956 in literar-geschichtlicher Hinsicht, gibt die wichtigeren Abschnitte im Wortlaut wieder, analysiert den Lehrgehalt und wertet ihn im Zusammenhang mit den damaligen Strömungen und Kämpfen. Hentrich.

3. Erkenntnislehre. Metaphysik. Kultur- und Religionsphilosophie.

Dessoir, M., Einleitung in die Philosophie. gr. 8^o (XII u. 248 S.) Stuttgart 1936, Enke. *M* 5.40. — Die praktische Durchführung einer Einleitung stellt eine schwierige Aufgabe. Alle Fragen der Philosophie bilden eine innere Einheit; keine kann für sich allein, solange sie isoliert bleibt, voll begriffen werden; jede hat ihren Ort in einem System begründeter Sätze, die sich gegenseitig erklären und stützen. Wie soll da eine erste Einführung erfolgen? Das vorliegende aus einer langjährigen Lehrtätigkeit heraus entstandene Buch kennt die Schwierigkeit und nimmt folgenden Weg: Es deutet zunächst zum Zweck einer ersten Hinleitung zur Philosophie die Grundfragen der Erkenntnistheorie nach Gültigkeit, Ziel, Grenzen und Ursprung der Erkenntnis an und wendet sich dann den drei großen Schicksalsfragen des Denkens zu: dem Problem der Wahrheit, der Wirklichkeit und des Wertes. Eine ausführliche historische Betrachtung berichtet über die wichtigsten Ergebnisse des philosophischen Nachdenkens. Der letzte Abschnitt kennzeichnet den gegenwärtigen Stand: die Philosophie des Menschen, die Philosophie des Seins. Dem Bericht über die einzelnen Lehren folgen kritische Hinweise, die in der Erkenntnistheorie den Standpunkt des kritischen Realismus vertreten und Andeutungen eines Bekenntnisses zur Metaphysik enthalten; doch ist der persönliche Standpunkt dem Zweck der Schrift entsprechend nicht näher dargestellt. Zuweilen erhebt sich das Bedenken, ob eine Lehre in allem richtig und zumal aus ihren letzten Grundgedanken heraus entwickelt sei. Die Bedeutung der Hochscholastik sollte viel wirksamer hervortreten. Nink.

Baur, L., Metaphysik (Philosophische Handbibliothek 6). 3. Aufl. gr. 8^o (XII u. 430 S.) München 1935, Kösel-Pustet. *M* 9.50; geb. *M* 12.—. — Längere Zeit verstrich von der zweiten bis zu der jetzt vorliegenden dritten Ausgabe, die eine Neubearbeitung dieser umfangreichen Metaphysik darstellt. Wie bekannt, bietet das Werk neben der allgemeinen Metaphysik metaphysische Fragen der Natur, eine Metaphysik der Seele und eine knappere Fassung der natürlichen Gotteslehre. Fast die Hälfte des Bandes ist der allgemeinen Seinslehre gewidmet, bei der sich auch die Neugestaltung am meisten bemerkbar macht. Sie zerfällt nicht mehr in zwei Teile, sondern wird in vier Kapitel eingeteilt, die vom Sein im allgemeinen, seinen transzendentalen Bestimmungen, Kategorien und Gesetzen handeln. Der Abschnitt über das Gute wurde ziemlich erweitert. Neu sind die beiden Paragraphen über die Intelligibilität des Seins und die statischen Seinsgesetze, eben-

so die eingehenden Darlegungen über das Gesetz vom zureichenden Grunde, das Kausalgesetz und das Zweckprinzip, wobei sich B. in der Hauptsache an Fuetscher anschließt. Die Erörterung von Quantität, Raum und Zeit würde wohl sinngemäßer in der Metaphysik der Natur ihren Platz finden. Die anderen drei Teile des Werkes weisen weniger Änderungen auf; manche mehr naturwissenschaftliche Einzelheiten wurden gestrichen, einige neuere Ergebnisse wurden nachgetragen, der Beweis für die Immaterialität der Seele wurde bedeutend straffer gefaßt. Kleinere Verbesserungen finden sich allenthalben. Dadurch, daß nun weniger Zahlen und Buchstaben den Text abteilen, und dieser einheitlicher fortläuft, hat das Buch wohl auch gewonnen. Die Literaturangaben wurden auf gut ausgewählte, wesentliche Werke beschränkt; Neuerscheinungen sind beigelegt. Geblieben ist die der scholastischen und im engeren Sinne thomistischen Überlieferung treue Grundhaltung, die sich jedoch zugleich für die neuen Errungenschaften des Menschengestes offen hält und sich mit ihnen ernst auseinandersetzt. Die Berührung mit dem modernen Geistesleben sollte zu einer noch tiefer greifenden Neugestaltung führen. Jedenfalls ist B. ein zuverlässiger Führer durch die Gefilde der scholastischen Metaphysik.

Lotz.

Feuling, D., O. S. B., Hauptfragen der Metaphysik. Einführung in das philosophische Leben. kl. 8^o (XIX u. 572 S.) Salzburg-Leipzig 1936, Pustet. brosch. *M* 8.50; *S* 15.—; geb. *M* 9.80; *S* 18.—. — In edler, klarer Sprache werden Kernfragen der Metaphysik erörtert mit dem Ziel, in das philosophische Leben zu führen; in fünf Abschnitten: 1. Vorentwurf der Seinslehre; 2. Wahrheit und Sein; 3. Ursache im Sein und Ursache des Seins; 4. Metaphysik der körperlichen Welt; 5. Das Sein des Menschen. Auch einige Fragen der Erkenntnistheorie sind in Angriff genommen, vor allem im zweiten Abschnitt, wobei freilich über Gebühr der subjektive Idealismus berücksichtigt wird, während ein Eingehen auf die sachlich viel bedeutsameren Grundprobleme des transzendentalen und absoluten Idealismus nicht erfolgt. Das Buch wurzelt in der aristotelisch-thomistischen Philosophie, will aber aus ihrem Geist heraus auch selbständige Ansätze entwickeln. Als Ganzes gesehen ist es eine gute Einführung. Sehr Schönes wird über die Transzendentalien gesagt, wenngleich gerade hier die Untersuchung noch tiefer zum Grund des Seins vordringen sollte. Die Begriffe Sein, Wert und Ziel stehen in einem innerlich unzertrennlichen Zusammenhang, derart, daß jedes Seiende gut, ziel- und zweckbestimmt ist, daß nicht nur das lebende, sondern jedes Seiende zielgerichtet handelt. — Sehr vermißt werden eine Darlegung über den inneren Zusammenhang der Begriffe Sein und Grund, die Entwicklung des Kausalprinzips, die scharfe Herausarbeitung des gegenseitigen Verhältnisses von Wahrnehmung und Denken. Worin besteht die logisch ursprüngliche Leistung des Denkens? Die vielen Ansätze, die das überkommene Erbgut zur erfolgreichen Behandlung neuzeitlicher Probleme in sich trägt, hätten noch größere Einwirkung auf die weiterstrebenden Erwägungen des Buches ausüben können. Doch auch in der vorliegenden Form ist es ein wertvoller Beitrag im Ringen der Gegenwart.

Nink.

* * *

Gentile, G., Philosophie der Kunst. gr. 8^o (VIII u. 285 S.) Berlin, Junker u. Dünhaupt. *M* 12.—; geb. *M* 14.—. — Das

Buch vermittelt mehr einen Einblick in das System von G. als in das Wesen der Kunst. G. vertritt einen Idealismus der dialektischen Aktualität des Denkens. Alle Wirklichkeit ist der durch die immer wieder aufgehobene Selbstbeschränkung durch das Objekt zu sich selbst kommende und nur in der Aktualität bestehende Gedanke. Die Kunst ist das Moment der Subjektivität des Geistes, das Gefühl. Sie besteht nur im Gefühl, nicht im Ausdruck, der ja nur Gedanke sein kann. Kunst ist wirklich nur im Vollzug. Sie ist zeitlos, eine in sich geschlossene Wirklichkeit wie der Traum. Kunst und Religion stehen sich als Moment der reinen Subjektivität und der reinen Objektivität gegensätzlich und darum sich bedingend gegenüber. Da es keine reine, sondern nur eine relative Unmittelbarkeit gibt, ist im Kunstvollzug auch schon das Moment der Kritik mit eingeschlossen; sie ist eine immerwährende Neuschöpfung des Kunstwerkes. — Bei vielen guten Bemerkungen ganz allgemeiner Natur, die die Kunst als Moment des menschlichen Geisteslebens betreffen und darum in das System gut hineinpassen, bleibt das Ganze ziemlich formal und darum unbefriedigend. Das dürfte wohl mit dem idealistischen System zusammenhängen, das einem Grenzgebiet zwischen Geistigem und Lebendigem wie der Kunst nur schwer völlig gerecht werden kann. — Die Übersetzung durch Dr. H. Langen ist vorzüglich.

Brunner.

Zschimmer, E., Die Logik des wissenschaftlichen Bewußtseins. gr. 8^o (VIII u. 55 S.) Stuttgart 1936, Enke. M 2.80. — Z. ist von Hause aus Techniker, sucht sich aber, wie sein Werk „Philosophie der Technik“ beweist, philosophisch über Wesen und Sinn des technischen Schaffens Rechenschaft zu geben. Die vorliegende Schrift soll wohl eine erkenntnistheoretische Grundlegung dazu bieten. Philosophisch bekennt sich Z. zum Idealismus, namentlich zu Hegel. Bei allem Festhalten an der Grundthese von der Denkbestimmtheit alles Seins durch ein allgemeines Bewußtsein, das wesentlich dem unsern gleich ist, übt der Verf. im einzelnen doch viel Kritik, besonders an den Lehren Kants. Raum und Zeit und Begriff will er eine metaphysische Bedeutung sichern; zu diesen Bewußtseinsformen nimmt er als übergreifende Form die Zweckform hinzu, durch die das Bewußtsein Wille wird. — Z. meint, Philosophie könne nicht Wissenschaft sein; darum kann er sich in dieser philosophischen Schrift mit der losen, wenig zwingenden Gedankenführung begnügen. Wir sind indes gewohnt, von philosophischem Denken größere Strenge zu fordern, wenn auch natürlich nicht die „Exaktheit“ der Naturwissenschaft. de Vries.

Hempel, C. G., und Oppenheim, P., Der Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. 8^o (VIII u. 130 S.) Leiden 1936, Sijthoff. Fl 2.25; geb. Fl 3.25. — Es ist eine alte scholastische Einsicht, daß es Begriffsinhalte gibt, die „Grade zulassen“ (admittunt gradus), deren Aussage von einem Seienden daher nicht die unbedingte Eindeutigkeit hat wie die eines Art- oder Gattungsbegriffs im engeren Sinn des Wortes. Die moderne Psychologie und Konstitutionsforschung hat durch die Aufstellung seelischer oder körperlicher „Typen“ von Menschen erst recht die Aufmerksamkeit auf solche Begriffe gelenkt. Man verwandte die Typusbegriffe meist als Klassenbegriffe, betonte aber, daß sich diese Klassen nicht scharf gegeneinander abgrenzen lassen. Die Verf. zeigen nun in überaus klarer und überzeugender Weise, daß diese Typen ebenso scharf definiert werden können wie streng eindeutige Klassen-

begriffe, wenn sie logisch nicht als Klassenbegriffe, sondern als „Ordnungsbegriffe“ aufgefaßt werden. Ein Ordnungsbegriff ist nicht Begriff eines einfachen Merkmals (oder eines Merkmalkomplexes), sondern einer abgestuften Reihe, die dadurch definiert wird, daß die Bedingungen angegeben werden, unter denen zwei Gegenstände die gleiche Stelle einnehmen und unter denen ein Gegenstand einem andern in der Reihe vorangeht. Dieser Begriffsbildung entsprechen die empirischen Gesetze, die aussagen, wie proportional zur stufenweisen Änderung eines Merkmals auch ein anderes sich stufenweise abwandelt. H. hat die Ergebnisse in die logistische Formelsprache übersetzt, aber in menschenfreundlicher Weise jedes eingeführte Symbol so verdeutlicht, daß auch der Laie in dieser Kunst alles verstehen kann. Diese Symbolisierung scheint uns freilich nicht notwendig; neue Einsichten werden durch sie nicht erzielt.

de Vries.

Böhm, Fr., Mythos, Philosophie, Wissenschaft. Ein Beitrag zum philosophischen Erkenntnisbegriff: ZDKulturph 3 (1936) 57 bis 94. — Die neue Philosophie fragt nach ihren Lebensbedingungen und Wirklichkeitsvoraussetzungen. Sie hat nicht mehr den rationalistischen Glauben an die eine und zu allen Zeiten gleiche Philosophie und an den gradlinigen Fortschritt des Geistes, sondern erkennt das Wandlungsgesetz der philosophischen Anschauungen, das in der mannigfaltigen Wirklichkeit des philosophierenden Menschen gründet. An Stelle der rationalistischen Antithese Subjekt-Objekt und der darin gelegenen Logisierung tritt das Gegensatz- und Einheitspaar: Mikrokosmos-Makrokosmos. Diese Wirklichkeit findet in manchen Stufen ihre Vergegenständlichung. Menschsein liegt tiefer als bloßes Intellektsein. Gerade die Sprache enthüllt die Tiefe des Menschen und seiner Gemeinschaft und zwar vermittels des Mythos. Gegen rationalistische, romantische und phänomenologische Mißdeutung muß der Mythos in seiner eigentlichen Funktion gesehen werden. Er ist die vorbegriffliche Seinsweise des welthaltigen Wissens. Philosophie und Wissenschaft sind beide auf den ursprünglichen Wirklichkeitsbesitz im Mythischen angewiesen, vor allem auf die drei Begriffe, die keine Ratio erfand, die aber immer die Unbegreiflichkeit des Daseins spüren lassen: Leben, Seele, Ursprung. Sie stammen nicht aus der Vernunft oder der Erfahrung. Wir wissen vom Leben, weil wir Leben sind. Wir vollziehen, indem wir unsere biologischen Begriffe prägen, mit Hilfe unserer dingkategorialen Formen eine Approximation an das Wissen, das wir immer schon haben, das uns immer leitet, wenn wir nach seiner begrifflichen Verdeutlichung streben und das wir nicht eigentlich begründen, sondern bestätigen wollen.

Schuster.

Noack, H., Symbol und Existenz der Wissenschaft. gr. 80 (X u. 228 S.) Halle 1936, Niemeyer. M 9.—; geb. M 11.—. — Weil alle Erkenntnis ein „Verstehen“ sei, Verstehen aber erstlich von der Sprache gesagt werde, möchte N. von der Sprachtheorie her den Sinn der Wissenschaft feststellen. So ist der erste Teil des Buches im wesentlichen sprachphilosophischen Erörterungen gewidmet. In einer lebendigen Phänomenologie der Sprache, der man wegen der vielen treffenden Beobachtungen mit Interesse folgt, wird die „symbolische Funktion“ als das Wesentliche der Sprache dargetan. Dann versucht der Verf. den Symbolbegriff auf alle Gebiete des geistigen Lebens zu übertragen. Die symbolische Funktion soll das Wesentliche alles geistigen Lebens sein.

Sie muß aber in der „Existenz“, und zwar nicht nur in der individuellen, sondern der völkischen Existenz begründet werden. Die Gedankenführung scheint hier vielfach undurchsichtig und gezwungen zu sein. Der dritte Teil bringt die den dargelegten Auffassungen entsprechende Wissenschaftstheorie. Alle Wissenschaft — sowohl Geistes- wie Naturwissenschaft! — ist Auslegung der Kulturtätigkeiten und -leistungen des Menschen durch logische Symbole. Wie sie aus dem Leben hervorgeht, so muß sie auch wieder dem Leben dienen. Der letzte Abschnitt behandelt die Abhängigkeit der Wissenschaft von einer völkisch bedingten „Weltanschauung“. Wie dabei ein völkischer Relativismus vermieden werden soll, ist uns nicht klar geworden. de Vries.

Schingnitz, W., Mensch und Begriff. Ein Beitrag zur Theorie der logischen Bewältigung der Welt durch den Menschen. gr. 8^o (XXIV u. 676 S.) Leipzig 1935, Hirzel. M 19.— — Ders., Logik und Logos. Beitrag zur Logik vom welthaften Begriff. gr. 8^o. (60 S.) Leipzig 1936, Hirzel. M 2.— — Das erste umfangreiche, viel zu breit geschriebene Buch erörtert in drei Abteilungen „Begriff“, „Mensch“ und „Welt“, das Vorhandensein des Logischen in der Welt, seinen Einfluß auf die Existenz des Menschen und seine Bedeutung für das Wirken des Menschen auf die Welt. Die vier letzten aristotelischen Kategorien: Tun, Leiden, Haltung, Lage, werden gleich von vornherein in ihrer tiefen, aller Anwendung in Psychologie und Soziologie schon vorausliegenden Bedeutung herausgestellt. Von vornherein wird vorausgesetzt, daß die Welt existiert und teilweise begrifflich ist. Die Welt ist sowohl ein kontinuierlicher Fluß des Werdens wie auch die Verwirklichung möglicher Sinngehalte, eine Zwei-Einigheit nach Sein und Werden. — Das Buch berührt in Auseinandersetzung mit vielen Lehren der Vergangenheit und Gegenwart zahlreiche wichtige Fragen aus Erkenntnistheorie und Metaphysik, beleuchtet eingehend die modernen Wissenschaften wie auch die Grundlagen der modernen Technik und weist im Ausblick auf Fragen des organisatorischen Eingebordnetseins, der soldatischen Existenz und der Religion hin, wobei unter Religio „des welthaften Gesamt-Menschen Gebundenheit und Sich-Binden an die Gesamt-Welt“ verstanden wird. Weltanschauung ist „die erlebenshafte Anwesenheit der Gesamt-Welt im Menschen“. — Die zweite Schrift des Verf. ist ein nicht wesentlich veränderter Abdruck der Vorrede und des Schlußkapitels des größeren Werkes. — Sehr viele und ernste Bedenken erheben sich den Darstellungen gegenüber; wir deuten nur einige Grundfragen an: Ist es bloß eine „Voraussetzung“, daß der Logik-Wissenschaftler den Sinngehalt der Welt erfaßt? Kann es Weltgegenstände geben ohne Sinn? Wie ist das „Innewohnen“ von Sinn in der Realität verstanden? Wie die „Verklammerung“ des Logischen mit dem Vor- oder Nichtlogischen? Sicher besteht zwischen dem Logischen und Nichtlogischen desselben Gegenstandes nicht eine „Klammer“ als ein Drittes. Was ist der Sinn des Seins? Das Verhältnis von Sein und Werden? Das Unveränderliche im Prozeß und Werden? Worin besteht der ursprüngliche Sinn der Identität? Ist sie ein Wesensmerkmal des Begriffs? Kann auch nur ein Begriff richtig bestimmt werden, wenn die Abstraktion in ihrer wahren Bedeutung und Leistung verfehlt wird? Sind die Modalitäten: Möglich-, Zufällig-, Notwendigsein, „Qualitäten“, „Tönungen am oder im Gegenstand“, „gleichsam durchgehende materiale Beschaffenheiten“ (189 f.)? Worin be-

steht der Unterschied von Erleben und Denken, „Logos erfassung“, „logischer“, „theoretischer Anschauung“? Wird das „Logische“ und „Vorlogische“ „erlebt“ oder abstraktiv-intellektiv begriffen? Schon Kant hat doch geurteilt: „Es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und ihrem Ursprunge nach von andern unterschieden sind, zu isolieren und sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht mit andern, mit welchen sie im Gebrauche gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemische zusammenfließen“ (Kritik d. r. Vern. A 842). Nink.

Waismann, Fr., Einführung in das mathematische Denken. Lex.-8^o (VIII u. 188 S.) Wien 1936, Gerold. M 6.— Das Buch richtet sich an Fachmathematiker und untersucht die Grundlagen ihrer Wissenschaft mit Berücksichtigung der theoretischen Behandlungen von Poincaré, Frege, Russell, Cantor usw. Eine kritische Stellungnahme würde die Beherrschung dieser Fachliteratur erfordern. Hier sollen nur Stichworte zeigen, um welche Fragen es sich handelt. Die verschiedenen Zahlenarten (ganze positive, negative, gebrochene, rationale, irrationale, imaginäre) werden abgeleitet als Postulat der arithmetischen Grundoperationen; dann genauer ohne Beachtung der Raumanschauung. Auf neuere, angreifbare Richtungen weisen hin Äußerungen, wie: Die Gesetze der Logik sind nichts weiter als reine Tautologien. Man darf bei der Ableitung von arithmetischen Formeln nicht von dem logischen Schließen Gebrauch machen. Der strenge Aufbau der elementaren Arithmetik beruht auf dem Schluß durch vollständige Induktion (in Wirklichkeit ist das ein klares syllogistisches Verfahren). Für die Grundlagenforschung wird als formalistisch behandelt Peano, als logische Schule die Lehre von Frege. Nach dem Verf. ist die Mathematik kein Zweig der Logik, sondern autonom, ruht nur auf eigenen Festsetzungen. Die Sätze der Mathematik sind weder wahr noch falsch (!), sondern nur mit gewissen Festsetzungen verträglich oder unverträglich. Wir können von der Mathematik nur ihre Regeln angeben, nicht sie begründen. — Wertvoll ist die Darstellung des Grenzbegriffs, ohne das Unendliche zu erwähnen. Der Häufungspunkt zeigt eine solche Folge von Zahlenwerten an, daß in einer noch so engen Umgebung unendlich viele Glieder der Folge enthalten sind. Diese Ableitungen klären in sehr guter Weise das Wesen des Differentialquotienten; er ist nicht der Quotient zweier unendlich kleiner Größen, sondern der Grenzwert einer Folge von Quotienten. — Man kann bekanntlich nach Cantor eine Strecke eindeutig auf einer Quadratfläche abbilden, so daß man aus der Strecke durch bloße Umordnung ihrer Punkte eine Fläche machen kann. Verf. ist sich des Paradoxen dieser Behauptung bewußt, da doch eine Fläche unendlich viel mehr Punkte enthält als die Grade; er meint aber: daß ein Teil kleiner ist als das Ganze, ist richtig für endlose Mengen, dagegen können wir bei unendlichen Mengen nichts sagen. Aber der Gegenbeweis scheint durchschlagend: Hat ein Quadrat ABCD die gleiche Seitenlänge wie eine Grade MN, so besteht schon zwischen MN und der Quadratseite AB vollständige Deckung aller ihrer Punkte. Dann hat die übrige Ausdehnung des Quadrats keine Punkte auf MN frei zur Deckung. Der Grund des Fehlschlusses scheint: die Grade ist nicht die reine Summe von Punkten, die aneinandergereiht wären, was sinnlos ist. — Bei der Erklärung der reellen Zahlen werden die Intervallschachtelungen als Zahlen aufgefaßt; man könne eine konvergierende Reihe als Zahl bezeichnen, trotz-

dem sie aus unendlich vielen Zahlen besteht; denn auch die irrationale Zahl heißt nur das Verfahren, den unendlichen Dezimalbruch näherungsweise zu berechnen. Einiges über ultrareale Zahlen, komplexe und hyperkomplexe Zahlen schließt sich an; die letzteren spielen in Hamiltons Quaternionen eine Rolle. Fröbes.

Siwek, P., S. J., *La structure logique de l'induction*: Greg 17 (1936) 224—253. — Die Abhandlung des gut bekannten Verf.s zeigt gegenüber E. Goblot und A. Gratry, daß die unvollständige Induktion weder ein „Sprung ins Dunkle“ ist noch auf einem „Glauben an Gesetze“ beruht, sondern mittels des Kausalprinzips sich in der Weise rational begründen läßt, daß aus konstanten Wirkungen konstante Naturgesetze erschlossen werden. Die Darlegung folgt der in der Scholastik üblichen Behandlung der Frage, bietet aber darüber hinaus in manchen unscheinbar eingestreuten Bemerkungen auch neue und weiterführende Gedanken. Nink.

* * *

Gilson, É., *Le réalisme méthodique* (Cours et documents de philosophie). 8^o (101 S.) Paris 1936, Téqui. Fr 10.— Fünf großenteils schon früher veröffentlichte Aufsätze, die die Wahrheit des Realismus voraussetzen und in Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie manche Neuscholastiker den Idealismus ablehnen, die Methode untersuchen, wie der Realismus konsequent durchzuführen ist. Eine verdienstvolle, geistreiche, durch viele historische Hinweise belebte Untersuchung, die mit Recht darauf hinweist, daß zuweilen in der neuscholastischen Bekämpfung des Idealismus dieser selbst implizite wiederum enthalten sei. Schön wird die innere Einheit von Erkenntnistheorie und Ontologie betont. Die Erkenntnistheorie sei nicht eine Bedingung der Ontologie, sondern wachse in und mit dieser; Erkenntnistheorie und Ontologie erklären und stützen als Teile der Philosophie sich gegenseitig. Im übrigen spricht G.s Standpunkt sich in dem Satz aus: „Das ‚Ich denke‘ ist eine Evidenz, aber nicht die erste, und daher kommt man zu nichts, wenn man davon ausgeht. ‚Die Dinge sind‘ ist auch eine Evidenz, und die erste von allen, die sowohl zur Wissenschaft wie auch zur Metaphysik führt. Eine gesunde Methode wird also hiervon ausgehen“ (86). Nicht jeder wird diese Methode voll anerkennen. Wichtiger aber ist Folgendes: G. berücksichtigt, wie viele Neuscholastiker, nur den subjektiven, empirischen Idealismus, wohingegen die Vertreter des transzendentalen und absoluten Idealismus ihre Lehre nachdrücklich von dem subjektiven Idealismus, der mit den Dingen dann fertig zu sein glaubt, wenn er sie als meine Vorstellungen erklärt, unterscheiden; vgl. z. B. Kant, *Kritik d. rein. Vern.* A 369 u. ö.; Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, SW II, Stuttgart 1927, 182—190 u. ö.; P. Natorp, *Logik*², Marburg 1910, 6 f.; H. Rickert, *Der Gegenstand der Erkenntnis*⁴ u. ⁵, Tübingen 1921, 70, 79, und viele andere. Die Grundthese des transzendentalen Idealismus sagt, daß alles Apriorische, Logische, absolut Notwendige, Sinnhafte der Erkenntnis vorgängig zur Erfahrung einzig aus dem Subjekt entstanne und die Erfahrung erst ermögliche; das Sein, die ganze reale Welt sei zwar nicht Inhalt meines Bewußtseins, nicht das „empirische“, sondern das „transzendente Subjekt“, das „Bewußtsein überhaupt“ sei die Quelle alles Sinnes und aller Rationalität, derart, daß ein bewußtseinstranszendentes Sein ein Widerspruch sei. Das transzendente Ich sei aber ebensowenig real wie das empirische

ideal. Diese Grundgedanken des transzendentalen Idealismus führen ungleich tiefer in innerste Fragen der Philosophie ein und verlangen eine wesentlich andere Behandlung, als wie sie gegenüber dem subjektiven Idealismus erfolgen kann. — Die Methode der Philosophie ist zwar nicht die der Mathematik. In keiner Weise aber läßt sich mit G. (R. Jolivet u. a.) sagen, der kritische Idealismus sei an jenem Tage geboren, an dem Descartes die Methode der Mathematik als die der Metaphysik hingestellt habe, da die Mathematik vom Gedanken zum Sein vordringe. Der Mathematiker beobachtet, mißt und beschreibt zwar nicht reale Dinge und Vorgänge, insofern fehlt seinem Denken die Wirklichkeitsnähe der empirischen Forschung; er fragt auch nicht, ob die betrachteten Gegenstandsbestimmungen wirklich sind; unablässig aber hat auch er in der eidetischen Betrachtung Sachverhalte zum Gegenstand, die unabhängig von seinem Denken in Realität mit andern Seinsbestimmungen wirklich sein können, in der Abstraktion aber für sich allein betrachtet werden. Nicht das Spiel selbstgesetzter Beziehungen und selbstgeschaffener Symbole entzückt den Mathematiker — so interpretiert der transzendente Idealismus das mathematische Definieren und Konstruieren —, sondern die in seinem Denken nachdenkbare und in Symbolen ausdrückbare wunderbare Harmonie der Sache. Es gibt kein von der Sache völlig losgelöstes Spiel der Gedanken, kein völlig freies Kombinieren der Elemente. Der Geist ist gefesselt durch den Ernst der Regel und des Gesetzes, die in der Sache gründen.

Nink.

Linke, P. F., Verstehen, Erkennen und Geist. Zur Philosophie der psychologisch-geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweise (Sonderdruck aus ArchGsmPsych 97, 1—2; Wirth-Festschrift). gr. 8^o (44 S.) Leipzig 1936, Akad. Verlagsgesellschaft. M 2.40. — Die Arbeit kommt zu dem Ergebnis: Selbst die innere Wahrnehmung vermag nicht ohne weiteres wahre Erkenntnis zu vermitteln, sondern bedarf dazu der anderweitig bekannten wissenschaftlichen Methoden. Sie verlangt ebenso wie die äußere Wahrnehmung gewissenhafte Nachprüfung durch gegenseitige Kontrolle der Erlebnisse, durch Entwicklung von Folgerungen, durch Vergleich mit bereits gesicherten Resultaten. — Eine Würdigung im einzelnen ist hier nicht möglich. Nur eines sei ergänzend gesagt: Weist nicht Diltheys Lehre vom Verstehen durch Versenkung der Gemütskräfte ins Objekt auf eine naturhaft erfolgende Hinwendung des ganzen Menschen zum Objekt hin, die der reflex-bewußten Hinwendung vorausliegt und ihrerseits Ausfluß der naturhaften Anlagen der Seelenfähigkeiten auf ihr entsprechendes Objekt hin ist?

Nink.

Pöll, W., Wesen und Wesenserkenntnis. gr. 8^o (XII u. 207 S.) München 1936, Reinhardt. M 4.80. — P. gibt eine übersichtliche Darstellung der Theorien Husserls und Schelers über Wesen und Wesensschau, ergänzt durch die Arbeiten anderer Denker phänomenologischer Richtung (H. Spiegelberg, A. Metzger). Die Kritik hält sich in den Bahnen Geysers. Der „Wesensschau“, wie auch der aristotelisch-thomistischen Theorie des intellectus agens, steht P. sehr zurückhaltend entgegen; er vertritt eine diskursive Wesenserkenntnis durch vergleichend-induktive Abstraktion. — Das ist gewiß bei den nur empirisch bestimmbareren Wesheiten berechtigt, die in der Phänomenologie in der Tat nicht genug von „Wesheiten“ im strengeren Sinn unterschieden werden. Wird aber

jedes unmittelbare Erfassen solcher „Wesenheiten“ abgelehnt, so müßte das zum Empirismus führen. Ausführlicher haben wir unsere Auffassung in diesen Fragen in unserm Buch „Denken und Sein“ dargelegt.

van Leeuwen, A., L'analogie de l'être. Genèse et contenu du concept d'analogie: RevNéoscolPh 39 (1936) 293—320. — Précisions sur la nature de cette analogie: ebd. 469—496. — In dem hier Gebotenen haben wir nur einen Ausschnitt aus einer umfassenderen Arbeit über die Analogie des Seins vor uns. Erfreulich ist, daß gewisse erstarrte Formulierungen und allzu schematisierte Gedankengänge aufgelockert und die Probleme wieder in Fluß gebracht werden. Dabei hat die Treue zum Aquinaten keineswegs Schaden gelitten; im Gegenteil wird eine tiefere Sicht seiner Anschauungen gewonnen. Die Begriffe *proportio* und *proportionalitas* können nicht ohne weiteres aus der Mathematik übernommen werden; ihre Anwendung auf die Metaphysik setzt vielmehr eine Reinigung voraus, was L. mit Recht eindringlich betont. Denn nicht jede *proportionalitas* besagt schon Analogie; es kann auch eine *univocitas* vorliegen. Von Analogie des Seins als solchen kann erst die Rede sein, wenn das Unendliche mitumfaßt ist, nicht aber bei inner-endlichen Verhältnissen für sich allein. Diese Analogie trägt den Charakter einer *proportionalitas*, die nicht wie die einfache *proportio* einen endlichen Abstand verlangt. Darin bildet Gott das schlechthin erste Analogat, von dem auch alle untergeordneten Analogieverhältnisse abhängen. So geschieht in der Analogie wesentlich eine Rückführung der logischen Einheit des Begriffes auf die reale Einheit des Ursprungs: ein entscheidender, zu wenig beachteter Gedanke. Doch läßt sich auch der Begriff der *proportio* oder *attributio* so erweitern (hier wertvolle Hinweise auf entsprechende Thomastexte), daß er auf die Seinsanalogie angewandt werden kann. Freilich meint L., dann bezeichne *attributio* die Seinsanalogie nur noch als Analogie im allgemeinen, nicht mehr ihre besondere Artung. Daher könne nicht von einer Synthese beider Analogien in der Seinsanalogie gesprochen werden. — Hierin sind wir etwas anderer Ansicht, was aber einer genaueren Darlegung bedarf. Jedenfalls hat uns L. eine der anregendsten Analogie-Studien dieser letzten Jahre geschenkt.

Lotz.

Krampf, W., Studien zur Philosophie und Methodologie des Kausalprinzips: Kant-Studien 41 (1936) 38—93. — Die Abhandlung stützt sich auf die voluntaristische Realitätsdarstellung Hugo Dinglers, nach welcher der sich selbst begründende Wille die Geltung jeder rationalen Erkenntnis und speziell der ersten Grundsätze definitiv festsetzt. Darnach ist das Kausalprinzip eine Erkenntnisvoraussetzung, ein von dem auf System und Eindeutigkeit zielenden Willen gesetzter Satz, der der rationalen Darstellung der physischen Welt als Grundlage dienen kann. So sehr wir dem Verf. in der Ablehnung empiristischer Begründungen aprioristischer Prinzipien zustimmen, so halten wir andererseits seine dezernistische Deutung weder für begründet noch als in sich möglich. Das Eigentümliche des Intellekts besteht gerade darin, daß er im Wahrnehmbaren dessen innerlich notwendigen Sachverhalte und Beziehungen und unter diesen auch die allem kontingenten Sein absolut notwendig zukommende Kausalrelation erkennen kann.

Nink.

Fabro, C., C. P. S., La difesa critica del principio di causa:

RivFilNeoscol 28 (1936) 102—141. — Nach einem Überblick über verschiedene neuere und „traditionelle“ Begründungsversuche des Kausalitätsprinzips bemüht sich F., die umfassendste Formel des Prinzips festzustellen, die auch in ihrem Subjekt den inneren Grund für die Notwendigkeit des Verursachtseins am klarsten herausstelle. Weniger gut seien die Formeln, die eine Ursache für das Beginnende, für das Kontingente (im Sinn des hl. Thomas) oder für das Zusammengesetzte als solches fordern. Die umfassendste und tiefste Formel, die auch Thomas am meisten entspreche, sei: Das durch Teilnahme Seiende (*ens per participationem*) ist verursacht. Diese Formel sei auch unmittelbar evident. Die Anwendung der auf Kant zurückgehenden Ausdrücke „analytisches Urteil“ oder „synthetisches Urteil a priori“ will F. vermieden wissen. — Es kommt darauf an, was mit dem „*ens per participationem*“ gemeint ist; soll es das endliche Seiende als solches bedeuten (quod „*partem capit*“), so würde die Einsicht in das Kausalitätsprinzip fast gleichbedeutend mit der Erfassung der *quarta via* des hl. Thomas, die gewiß den tiefsten, aber wohl auch den schwierigsten und gewiß nicht den einzigen Gottesbeweis darstellt; ist aber „*ens per participationem*“ gleich dem Seienden, das nicht durch sich ist, so ist das eine tiefere Fassung des neuscholastischen Begriffs der „Kontingenz“. Was den „analytischen“ oder „synthetischen“ Charakter des Prinzips angeht, so will F. gewiß nicht sagen, daß mit der Ablehnung der kantischen Terminologie das sachliche Problem selbst beseitigt ist. de Vries.

Heiler, J., Gottesgeheimnis im Sein und Werden. 8^o (43 S.) München 1937, Kösel-Pustet. M 1.40. — In freier Form werden die bekannten Gottesbeweise als Auseinandersetzung zwischen Theismus und Pantheismus geboten. Die Darstellung ist ansprechend. Nur ist zu fürchten, daß das Absehen von den Schwierigkeiten, die aus den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen entspringen, die Wirksamkeit des Büchleins hemmen werde. Brunner.

Iwanicki, J., *Morin et les démonstrations mathématiques de l'existence de Dieu*. kl. 8^o (144 S.) Paris 1936, Vrin. — I. gibt zuerst einen kurzen Überblick über die beiden Werke „*Quod Deus sit*“ und „*De vera cognitione Dei*“ von J. B. Morin (1583—1656). In beiden wird „*more geometrico*“ d. h. aufbauend auf Definitionen, Axiomen, und Theoremen die Existenz Gottes bewiesen, sein Verhältnis zu den endlichen Geschöpfen und seine Tätigkeit erörtert. Sodann untersucht I. die Kontroversen zwischen Morin und seinen Gegnern Descartes, Bernier und Gassendi. In einem 3. Teil wird das Abhängigkeitsverhältnis Morins zu Baudoin, Lefèvre d'Étaples und Raymund Lullus geprüft. Über die gegenseitige Abhängigkeit Morins und Baudouins läßt sich nichts Sicheres ausmachen, von den beiden ändern hat Morin vielleicht die Form übernommen, aber nicht die Sache. Die Kritiken der Gegner sind nach I. nicht ganz unberechtigt, den Ausführungen Morins fehle die zwingende innere Logik, die Zahl der Axiome und Theoreme sei willkürlich, mathematische und metaphysische Gedankengänge zu sehr vermischt. Dennoch sei der Einfluß der zwei Schriften auf die Nachwelt beträchtlich gewesen. Das Kapitel von Descartes „*Rationes Dei existentiam . . . probantes more geometrico dispositae*“ in seinen Antworten auf Einwände gegen die „*Meditationes metaphysicae*“ ist indirekt durch Morin angeregt. — Das kleine Büchlein vermittelt einen interessanten Einblick in die mathematisch-metaphysische Gedankenwelt des 17. Jahrhunderts. Rast.

Hasenfuß, J., Die Religionsphilosophie bei Jakob Friedrich Fries (Abhandlungen zur Phil. und Psychol. der Religion, 33/34). 8^o (XIX u. 315 S.) Würzburg 1935, Becker. M 7.50. — H. bietet vorerst eine ins Einzelne gehende Darstellung der Religionsphilosophie von Fries, wobei er sich zugleich mit deren verschiedenen Anhängern und Erklärern auseinandersetzt. Das Bild wird vervollständigt durch das Lebensbild und die geschichtliche Stellung von Fries. Mehr als die Hälfte des Buches nimmt jedoch die kritische Würdigung ein, wobei sich H. die Sache nicht leicht gemacht hat. Er sucht überall an die letzten Voraussetzungen und Grundhaltungen anzuknüpfen und diese sowohl in sich wie in ihren Folgen zu prüfen. An dem ganzen System wird dessen Einheit und Geschlossenheit anerkennend hervorgehoben, ebenso das Bestreben, alle möglichen Vermögen zur Geltung zu bringen. Aber die Religion ist eine Vernunftschöpfung, alles wird im Grunde rein apriori konstruiert, Psychologie und Geschichte werden in ein Prokrustesbett eingespant. Infolgedessen wird die Eigenart des religiösen Lebens nicht gewahrt, der Begriff der Erkenntnis und Offenbarung eines wirklichen transzendenten Gottes fehlt. Der Begriff der „Ahnung“, der eine so wesentliche Rolle spielt, ist verschwommen, im Grunde ein Konglomerat von Rationalismus, Moralismus, Emotionalismus und Gefühlssubjektivismus. In bezug auf die Existenz Gottes kommen wir überhaupt nicht über ein „Als-ob“ hinaus, und von dem christlichen Gehalt der Religion bleibt bei näherem Zusehen nichts übrig. — Im einzelnen weist H. besonders hin auf die wie naiver Realismus anmutende Auffassung der sinnlichen Wahrnehmung, auf die merkwürdige Rolle der unbewußten Vernunftkenntnis, der gegenüber dem Verstand kaum mehr etwas übrig bleibt, auf die Hinfälligkeit der Antinomienlehre, die doch ähnlich wie bei Kant den transzendentalen Idealismus vornehmlich stützen soll. Die Zurückführung der ethischen Werte auf ästhetische ist unhaltbar, wie auch die ästhetische Auffassung der Teleologie mit der rein mechanischen Naturerklärung, auf die sie sich stützt, fällt.

Rast.

Marett, R. R., Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion (übers. von E. Schüler). 8^o (IX u. 190 S.) Stuttgart 1936, Enke. M 7.40; geb. M 9.—. — M., der durch sein vor Jahren erschienenenes Werk ‚The threshold of Religion‘ bekannt ist, in dem er den Ursprung der Religion im Emotionalen suchte, geht hier den ersten Ansätzen und Kundgebungen der religiösen Grundhaltungen (Hoffnung, Furcht, Lust, Grausamkeit, Glaube, Gewissen, Neugier, Bewunderung, Liebe) beim Primitiven nach. Auch in der vorliegenden Schrift tritt das Gefühlsmäßige an die erste Stelle. Die lebensfördernde Funktion der Religion wird stark betont, so stark, daß der religiöse Eigenwert an den meisten Stellen verschwindet. So gut manche Einzelheiten sind, herrscht doch im ganzen die evolutionistische Geschichtsauffassung vor, wenn M. auch nicht im Primitiven nur ein besseres Tier sieht und von seiner Religion immer mit Achtung spricht. Dadurch sind ihm doch wesentliche Bestandteile der primitiven Religion entgangen, worauf auch K. T. Preuss in seinem Geleitwort leise hinweist.

Brunner.

4. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie.

Pirotta, A. M., O. P., Summa philosophiae aristotelico-thomisticae. Vol. II. Philosophia naturalis generalis et specialis. 8^o

(XXX u. 820 S.) Turin 1936, Marietti. L 35.— — Das vorliegende Werk ist der zweite Band eines großangelegten Lehrganges der aristotelisch-thomistischen Philosophie. Der Verf. rechtfertigt im Vorwort den Umfang, den er diesem Bande geben mußte, trotz seines Bestrebens, ein handliches Buch für den Unterricht zu liefern. Das liege am Stoff, der die ganze Naturphilosophie im gewöhnlichen Sinn und die Psychologie umfasse, und an seinem Wunsch, den Schüler gründlich in die scholastische Philosophie einzuführen, sollte er sich deshalb auch etwas plagen müssen. Der Verf. selbst hat sich die Sache nicht leicht gemacht. Wir finden in dem Buch ausführliche Darstellungen moderner Forschungsergebnisse aus Physik, Chemie, Biologie und experimenteller Psychologie. Die Form der Darstellung ist die traditionelle. Zuerst wird der Gegenstand der Untersuchung, das *ens mobile*, genau umschrieben; dann beginnt sofort die Erforschung der inneren Konstitution des *ens mobile*. Es werden geprüft der Mechanismus und der Dynamismus in ihren verschiedenen Formen; dann folgt das System des Hylomorphismus, das in streng thomistischem Sinn verteidigt wird; danach die *proprietales entis mobilis*, die *quantitas*, der *motus* und *mensura motus* (*de loco et tempore*). — Im zweiten Buch wird zunächst die *philosophia naturalis specialis* dargelegt: *de toto mundo, de generatione et corruptione*. Es folgt die Psychologie, die das gesamte Lebensgebiet, das vegetative, sensitive und rationale einschließt. — Das Buch ist das Werk eines guten Kenners der scholastischen Philosophie und auch der modernen Wissenschaft, die allerdings vielfach nur in Form von Zitaten aus modernen Werken erscheint. Sie erwecken manchmal den Eindruck des Fremdartigen; es wird von vornherein angenommen, daß sich die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft in jedem Fall in Einklang bringen lassen mit den thomistischen Prinzipien, ja meistens auch mit der traditionellen Fassung derselben. Dadurch verliert das Buch an Brauchbarkeit für jene scholastischen Philosophen, die gerne die Lehren des hl. Thomas den Zeitgenossen beibringen möchten auch außerhalb der „Schule“. Will man das, dann muß, ausgehend von den Gegebenheiten der Natur, auf induktivem Weg vor dem Geist des Lesers die scholastische Lehre entstehen mit Hilfe der vier Ursachen, auf die das Sein zurückgeführt werden kann. In die Methode der Alten und in deren Sprechweise können sich unsere Zeitgenossen zu schwer einführen.

Frank.

Minkowski, E., *Vers une cosmologie* („Philosophie de l'esprit“. Collection dirigée par L. Lavelle et R. Le Senne). 12^o (264 S.) Paris 1936, Aubier. Fr 15.— — Auf den ersten Blick möchte einer an den berühmten Mathematiker des Einsteinschen Weltbildes denken und hier einen naturphilosophischen Entwurf von ihm erwarten. Es spricht aber in Wirklichkeit ein französischer Psychiater über Weltexistenz des Menschen. Diese Sammlung von zwei Dutzend Essays ist, wie der Verf. uns erzählt, eine Art Nachlese zu seinem größeren Werk: *Le temps vécu* (Collection de l'évolution psychiatrique, Paris 1933). Die philosophische Grundhaltung könnte man am kürzesten als eine ‚Metabiologie‘ bezeichnen. Damit ist gesagt, daß der Verf. über die bekannten Formulierungen der Psychologen und Lebensphilosophen mit einer oft treffenden Kritik hinausgeht, aber eingeständenermaßen selber noch nicht klar zu sagen vermag, wie sich das kosmisch visierte Menschenbild nun eigentlich positiv darstelle.

Bald ist es mehr der Schatten von H. Bergson, bald wieder mehr der von Le Senne, den man in den Darlegungen mitzuerkennen glaubt. Den eigensten Punkt, an dem diese Betrachtungen eines Arztes im Philosophenmantel zutiefst ansetzen, legt wohl am offensten der 18. Abschnitt dar: Constitution et conflit (Conflit anthropo-cosmique). Ternes.

Mitterer, A., Wesensartwandel und Artensystem der physikalischen Körperwelt (Wandel des Weltbildes von Thomas auf heute, 2). gr. 8^o (228 S.) Brixen 1936, Weger. *M* 4.50. — Ders., Physik und Metaphysik: FranzStud 23 (1936) 225—264. — Wenn es tatsächlich noch Naturphilosophen geben sollte, denen die Unvereinbarkeit des mittelalterlichen physikalischen Weltbildes mit dem modernen noch zweifelhaft ist, müßten sie sich durch die sorgfältigen Arbeiten M.s eines Besseren belehren lassen. Aber es scheint doch, wie M. selbst wiederholt betont, daß es auch unter den strengsten Thomisten niemand mehr gibt, der den mittelalterlichen Hylemorphismus unverändert übernimmt. Indem nun der Verf. den Hylemorphismus unlöslich an alle physikalischen Irrtümer der Alten zu binden sucht, will er zur Aufgabe des Hylemorphismus überhaupt zwingen. Diese Methode wäre berechtigt, wenn die alten physikalischen Vorstellungen die einzige Grundlage des allgemeinen Hylemorphismus wären. Darum scheint es uns (mit M.) eine unhaltbare Verquickung von Altem und Neuem zu sein, wenn man, wie es Thomas gewiß getan hat, die Wesenszusammensetzung unmittelbar in den sichtbaren anorganischen Körpern sucht und z. B. chemische Reaktionen als eigentliche Wesensartwandlungen auffaßt (was M. „Wesensartwandel“ nennt, ist in Wirklichkeit nur eine akzidentelle Veränderung). Tatsächlich hatte aber der Hylemorphismus, was M. übersieht, noch andere logische Grundlagen, die durch den Wandel des physikalischen Weltbildes nicht berührt werden; so sucht Thomas etwa zu zeigen, daß die ausgedehnte oder die nicht-intellektuelle Substanz als solche notwendig aus Materie und Form zusammengesetzt ist. Diese Beweise bestimmen freilich nicht, was im Reich des Anorganischen die eigentliche, streng einheitliche Substanz ist. Es ist also nicht berechtigt, den Hylemorphismus unbedingt auf die sichtbaren Körper als die eigentlichen „Körper“ festzulegen und den Gedanken an eine hylemorphe Zusammensetzung nur der letzten Bausteine (der „Hylonen“) von vornherein abzuweisen. — C. Giacón S. J. (CivCatt 88 [1937] I 362) meint, diese letztere Auffassung müsse die Einheit des Lebewesens gefährden. Er setzt dabei offenbar die immer noch umstrittene Lehre von der Einzigkeit der Wesensform voraus, über deren gewaltige Schwierigkeiten sich ja viele Neuthomisten allzu leicht hinwegzusetzen pflegen. Aber selbst wenn man diese Lehre einmal voraussetzt, ist schwer einzusehen, warum die Einheit des Lebewesens größere Schwierigkeiten bereiten soll, wenn die einheitliche Substanz im Anorganischen das Proton usw. ist als wenn es das Molekel ist. In beiden Fällen bleibt die Kluft zwischen Anorganischem und Organischem gewaltig.

Dürken, B., Entwicklungsbiologie und Ganzheit. 8^o (213 S. u. 56 Abb.) Leipzig-Berlin 1936, Teubner. *M* 5.80; geb. *M* 6.80. — Endlich ein überzeugend und für jeden verständlich geschriebener Umbruch und Durchbruch von mechanistischer Bestandteilbiologie zur Ganzheitsbiologie. Was W. Roux, dem Begründer der Entwicklungsmechanik, vorschwebte, was Driesch's Wendung

vom Mechanismus zum Vitalismus bewirkte, was Spemann's und Dürken's Forschungen zutage förderten, ist hier als biologische Ganzheitslehre geboten und mit stammesgeschichtlicher und erb-biologischer Forschung in Einklang gebracht, der mechanistisch-sammenhafter Deutung erb-biologischer Tatsachen aber ein Ende gemacht. Dem Buch ist weite Verbreitung, auch im Schulbetrieb zu wünschen. Dürken ist Biologe, kein Philosoph. Aber dieser findet hier zuverlässige Unterlagen zur psychologischen Vertiefung und Ergänzung der biologischen Ganzheitsforschung. Rüschkamp.

Wisgens, H., Katholisches Wahrheitsgut und Rassenlehre. Eine positive Darlegung ihrer Beziehungen. 8^o (61 S.) Warendorf 1936, Schnell. M 1.20. — Wie die Überschrift sagt, will der Verf. zweierlei leisten: die katholische Glaubenslehre darlegen und begründen und sie der Rassenlehre gegenüberstellen. Die Glaubenslehre wird klar und überzeugend dargeboten, aber die Gegenüberstellung mit der Rassenlehre kann bei dem unerfahrenen Leser den Eindruck erwecken, als ob beide auf derselben Ebene, unter demselben Gesichtspunkt mit einander verglichen und abgeschätzt werden könnten. Das ist nicht der Fall, wie es ausdrücklich in der Schrift selbst gesagt wird: „Rassisch begründet sind also nicht die ewigen Werte, ... sondern die Art und Weise, wie jemand die ewigen Werte schaut ... , welche Spezialwerte jemand aus der Fülle der Werte bevorzugt.“ Der Religion gegenüber bedeutet also „rassisch“ eine bestimmte, angeborene psychologische Einstellung und etwas Sekundäres. Der apologetische Zweck der Schrift läßt es wohl verstehen, warum das nicht immer eigens betont wird. Wenn wir z. B. das Christentum bejahen, so bejahen wir nicht unser spezifisch germanisches Erbe, sondern die allgemeine Eignung und ertümliche Bereitschaft der menschlichen Natur für Gottes Offenbarung: *anima naturaliter christiana*. Frank.

Schöllgen, W., Vererbung und sittliche Freiheit. gr. 8^o (95 S.) Düsseldorf 1936, Schwann. Kart. M 2.85. — Es ist eine wichtige und zeitgemäße Frage, die Sch. in dieser Schrift behandelt: das große Problem der Freiheit des Menschen bei der Gestaltung seines persönlichen Schicksals all den Einflüssen gegenüber, die zwangsläufig das Tun des Menschen zu bestimmen scheinen oder es auch wirklich bestimmen. Man denkt da sofort an die Bedeutung, die unsere Zeitgenossen den Vererbungsgesetzen zuschreiben, durch deren Anwendung in der Eugenik das Schicksal der Menschheit gestaltet werden soll. Was diese Gesetze eigentlich besagen, wie weit sie richtunggebend oder auch zwangsläufig in die Gestaltung der körperlich-geistigen Beschaffenheit des Einzelmenschen eingreifen, wird sachlich und theoretisch sehr gut dargelegt. Aber der Verf. will mehr leisten als die Lösung dieser Einzelfrage. Er untersucht die allgemeinen philosophischen Voraussetzungen, die schon bei der Fragestellung über das Freiheitsproblem und bei der Richtung, in der die Lösung gesucht werden soll und muß, ausschlaggebend sind. Das geschieht besonders in den Kapiteln: „Die Zerstörung des ganzheitlichen Menschenbildes in der Philosophie des Descartes“ und „Vererbung und Metaphysik der Person“. Man ersieht aus dem ganzen Buch, wie all die neueren Bestrebungen, wie Ganzheitsschau, die Phaenomenologie, die antimaterialistische Geisteshaltung, zu alten Wahrheiten der Philosophia perennis zurückführen. Das letzte Kapitel: „Die astrologische Schicksalsdeutung im Weltbild des Thomas von Aquin

als die Platzhalterin der Vererbungstheorie“, ist besonders dankenswert. Es zeigt, was die Lehren, z. B. des hl. Thomas, in Fragen, die durch zeitgebundenes Wissen um die Dinge bedingt sind, für uns wirklich besagen. Sch. weist überzeugend nach, daß man das durch den Einfluß der Sterngeister bestimmte *Fatum*, das Thomas in eingeschränkter Weise noch beibehält, einfach durch das Wort Vererbungstheorie ersetzen kann. In dem Buch ist die Gefahr, die bei apologetischer Behandlung von Streitfragen sich so leicht einstellt, die entgegenstehenden Bedenken abzuschwächen oder einseitig zu sehen, vermieden. Die Bedeutung von krankhaften Störungen, von Vererbung besonderer Eigenschaften, von Umwelt und Einzelerziehung, wird vollkommen gewürdigt. Die Schrift kann ersten Lesern, die mehr als Schlagworte haben wollen, durchaus empfohlen werden. Frank.

Kisch, Br., Gottesglaube und Naturerkenntnis. 8^o (175 S.) Frankfurt 1936, Neumann. geb. *M* 3.80. — Die Schrift ist von einem Juden geschrieben und richtet sich an die Judenschaft. Sie will dazu beitragen, die Juden wiederum zu einem streng gläubigen Volk zu machen, und sie so zu ihrer eigentlichen Bestimmung und ihrer besonders bevorzugten Stellung zurückzuführen. Das Mittel dazu ist das uneingeschränkte und ungetrübte Bekenntnis zur göttlichen „Lehre“ (Thora). Um das möglich zu machen, räumt der Verf. mit den landläufigen, angeblich aus der *Naturerkenntnis* hergeholten Einwänden und Verdunklungen auf. Hier kann ihm jeder gläubige Christ zustimmen. Zum Christentum selbst nimmt der Verf. keine besonders betonte Stellung ein; es ist für ihn, wie alles andere, „nicht jüdisch“. Sein Standpunkt ist exklusiv der des alttestamentlichen Israeliten, für den das Christentum als die Vollendung der Religion des wahren Gottes nicht existiert. Frank.

* * *

Metzger, W., Gesetze des Sehens. Lex.-8^o (XVI u. 172 S. mit 208 Abb.) Frankfurt 1936, Kramer. geb. *M* 4.80. — Verf. will zeigen, wie sich unser Auge täuschen läßt, wie ein Gegenstand möglichst deutlich sichtbar oder möglichst unsichtbar gemacht (getarnt) werden kann. Die gewöhnliche Psychologie des Sehens wird stillschweigend vorausgesetzt. Die besonders auffallenden Täuschungen werden nach Möglichkeit erklärt, teils aus der Erfahrung, teils aus den Gestaltgesetzen im Sinn der Gestalttheorie. Beispielsweise sind wir eingestellt auf das Sehen der Dinge, Figuren, nicht der Hintergründe, Zwischenräume. Subjektive Einheiten werden geschaffen durch Geschlossenheit der Figur, Symmetrie, Nähe der Elemente. Bevorzugt ist beim Sehen immer die gute Gestalt, die natürliche Teilung, die Gemeinsamkeit des Schicksals (parallele Bewegung gegenüber der ruhenden Umgebung). Von großer Bedeutung ist die Beleuchtung: mit Bleistift geschriebene Worte, die vollkommen ausradiert und unsichtbar geworden sind, werden in streifendem Licht sofort sichtbar. Das Gesetz der guten Gestalt entscheidet, ob eine Zeichnung auf Papier eben oder körperlich gesehen wird. Auch bei den Scheinbewegungen hat man ein Gegeneinanderwirken von Erfahrung, Gestaltgesetzen und dem Verhalten des Beobachters. — Sehr wertvoll für den Biologen sind die Angaben über das Unsichtbarwerden von unverdeckten Tieren (die Tarnung) durch Anpassung an die Umgebung, durch Farbgleichheit, Gestaltähnlichkeit, scheinbare Aufteilung ihres Körpers, verschiedene Farbe der Körperteile ent-

sprechend dem einfallenden Licht. — Am wenigsten befriedigt, wie bei den Gestalttheoretikern häufig, die letzte Erklärung, die meist ins Unbekannte flüchtet. Es heißt etwa: Man sieht die Räumlichkeit der Objekte infolge der Umformungen, die die Nerven-erregungen auf dem Weg zum Großhirn erfahren, wodurch die beschatteten Stellen zu Erhebungen oder Vertiefungen werden; wie das aber geschehen kann, wird nicht angedeutet. Oder es heißt einfach: Unsre Augen sind so eingerichtet, daß sie die richtige Form und Größe des Körpers sehen. Das ist bloß die Angabe der allbekannten Tatsache, keine Erklärung. Dem gegenüber sind doch manche mir bekannte psychologische Erklärungen der „Lehrbücher“ sehr viel verständlicher. So tief und inhaltsreich die Einzeluntersuchungen der Gestalttheoretiker sind, so aussichtslos sind ihre körperlichen Erklärungen. Fröbes.

Sauerbruch, F., und Wenke, H., *Wesen und Bedeutung des Schmerzes*. gr. 8^o (118 S.) Berlin 1936, Junker u. Dünnhaupt. M 3.50. — Das vorliegende Buch ist ein reizvolles Beispiel der Zusammenarbeit des Fachwissenschaftlers mit dem Philosophen zu gemeinsamer Leistung. Als ein Bekenntnis zur lebendigen Idee der universitas litterarum will es die Begrenztheit der Spezialforschung überwinden und dem höheren Gedanken wissenschaftlicher Gemeinsamkeit der Fakultäten dienen. Der führende Chirurg von überstaatlichem Ansehen, S., bietet im 1. Teil die „Ärztliche Erfahrung über den Schmerz“ (Der Schmerz als Erlebnis; seine physiologischen Grundlagen; die pharmakologische Ausschaltung und die seelische Bekämpfung des Schmerzes). Ihn ergänzt als 2. Teil eine philosophische Studie W.s über „Die Deutung des Schmerzes“ (die psychologischen Voraussetzungen; sodann eine gründliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Deutungsversuchen, dem biologischen, dem psychologischen, dem rationalen und endlich dem ethisch-religiös-weltanschaulichen). Mit großer Achtung begegnet die Arbeit der religiösen Sinngebung des Schmerzes durch das Christentum und den entsprechenden philosophischen Thesen eines Thomas von Aquin: „Im Vergleich mit den rationalen Auffassungen der Schmerzbekämpfung trifft diese christliche Lehre auch die natürliche Lebenslage besser, als sie nicht darauf ausgeht, die Realität des Schmerzes selbst umzu-
deuten. In religiöser Glaubenshaltung wird der Schmerz nur mit größerer seelischer Widerstandskraft ertragen, ohne daß er selbst aufgehoben würde.“ Ebenso gesteht W., „daß die religiöse Deutung des Schmerzes, die der christliche Glaube dem Gemüt als Sinngebung und Halt vermittelt, auch an den Maßstäben moderner Philosophie gemessen standhält, sogar ihre Tiefe dabei recht offenbart“ (102 f.). Bei den Ausführungen über die von Nietzsche ausgehende heroistische Lehre vom Lebenswert des Schmerzes (107 ff.) hätten wir gewünscht, daß W. auch die von E. Przywara neuerdings wiederholt, u. a. in seinem „Heroisch“ (Paderborn 1936) geistvoll vollzogene Synthese mitverwertet hätte. — Wenn der Pädagoge A. Fischer soeben in der Sprengerschen Zeitschrift „Die Erziehung“ 12 (1937) 336 die Ergänzung der vorliegenden medizinisch-philosophischen Doppelstudie durch eine 3. Studie über die Pädagogik des Schmerzes fordert, so möchte uns scheinen, daß alles Notwendige implicite bereits in dieser Schrift enthalten ist und sie daher schon in der vorliegenden Form wie dem Philosophen so auch dem Jugenderzieher, Seelsorger und Psychotherapeuten Wertvolles zu bieten hat. Hentrich.

Störring, G. E., Gedächtnisverlust durch Gasvergiftung: ArchGsmntPsych 95 (1936) 436—511. — Das merkwürdige Naturexperiment, daß durch eine Gasvergiftung die Merkfähigkeit (das Behalten neuer Erfahrungen) eines Menschen total vernichtet wird und außerdem keine psychische Störung vorliegt, das wir schon früher in dieser Zeitschr. besprochen haben, wird hier in einigen Zügen vertieft. Während bei dem Patienten jede Wahrnehmung schon nach einer Sekunde vergessen ist, kann sich aus Erfahrungen eine Angst entwickeln, die eine Stunde lang nachwirkt und die folgenden Handlungen beherrscht. Besonders eingehend wird jetzt nachgewiesen, wie dieser bloße Augenblicksmensch ein völlig normales, ja verfeinertes Gemüts- und Triebleben bewahrt hat; in den Tätigkeiten des Tages geht er zweckmäßig voran; eine Art Instinkt leitet ihn beim Essen, Trinken sicherer, als es bei Normalen der Fall ist. Nach einer Operation bestimmte er von sich aus Tage lang seine Kost und Ruhe absolut richtig nach dem bloßen augenblicklichen Gefühl. „Es wird ihm vom Körper vorgeschrieben, was er tun und lassen soll.“ Temperament und Charakter äußern sich wie in gesunden Tagen. Der Fall ist der bisher einzig bekannte eines reinen Ausfalles der Merkfähigkeit und deshalb wissenschaftlich sehr wertvoll.

Fröbes.

Haug, K., Die Störungen des Persönlichkeitsbewußtseins und verwandte Entfremdungserlebnisse. Lex.-8^o (VII u. 211 S.) Stuttgart 1936, Enke. M 12.—; geb. M 13.60. — Es handelt sich um die sog. Depersonalisation, die Ichentfremdung; es fühlt sich jemand bei seinen Handlungen nicht mehr als handelndes Ich, sondern als teilnahmsloser Zuschauer, doch ohne durch diesen Eindruck getäuscht zu werden. Es werden hier alle Zustände, bei denen die Erscheinung beobachtet wurde, durchgegangen, ihre Beschreibungen gesammelt, wie bei den Hirnverletzungen, Vergiftungen, Neurosen, Psychosen, aber auch verwandte Zustände im normalen Bewußtsein. Danach kann die Störung körperlich oder seelisch veranlaßt sein. Sie findet sich etwa im Beginn der Schizophrenie, wo der Fall noch harmlos aussieht; verschwindet aber, wenn es zu Wahnideen und Sinnestäuschungen kommt. Normal hat man etwas Verwandtes, wenn man durch eine umkehrende Linse die Umgebung auf dem Kopf stehend sieht, wo sie nicht mehr als Wirklichkeit erscheint, sondern als bloßes Bild; auch wohl bei Ermüdung, kurz, wo man in der Wahrnehmung nicht recht aufgeht. Zusammenfassend: die Depersonalisation ist nicht charakteristisch für eine bestimmte Krankheit, sie ist ein bei vielen wiederkehrendes Symptom. Als nächste Ursachen ergaben sich hier folgende: die Benommenheit d. h. die Herabsetzung der Helligkeit des Bewußtseins, wie beim Rausch, beim Eindruck des Träumens, beim Einschlafen oder Aufwachen häufig; dann Störung der Aktivität, das Fehlen von Aufmerksamkeit oder Interesse, weiter Hemmungen des Gefühls, Störungen von Empfindungen; das Gefühl des Automatenhaften, die Verarmung der gewollten Bewegungen; kurz die Störung aller Arten von psychischen Funktionen. — Die beste bisherige Beschreibung des psychologischen Wesens der Depersonalisation betonte etwas dunkel das subjektive Element (so Schilder): das Fehlen der vollen „Hingabe an“ die Akte, das nicht Anerkennen der eigenen Denkanstrengungen, daß das Ich nicht mehr ungeteilt in seinen Willensakten enthalten ist; zusammenfassend daß „das zentrale Ich nicht mehr in der früheren Weise in sein Erlebnis eingehe“, daß „das Selbst nicht

mehr ungeteilt dem Ich entspringt“. Diese Metaphern werden in der gegenwärtigen Arbeit sehr gut aufgeklärt, was ihr großes Verdienst ist. Es ist klar, daß für den Eindruck des Fremdartigen eine Störung im Erlebnis, im Inhalt des Aktes vorliegen muß. Das wird befriedigend erklärt aus der Beobachtung der Benommenheit, der Wahrnehmungsfremdheit, der versagenden Willensanstrengung usw. Die Hinweise auf die sehr dunkle Lehre Palágyis würde ich lieber entfernt sehen. — Im Ganzen ist die Arbeit eine vorzügliche Vertiefung unsres Wissens über den rätselhaften Zustand der Depersonalisation. Fröbes.

Dach, J. S., Der erste Eindruck, seine Bedeutung und Bedingtheit. gr. 8^o (79 S.) Berlin 1937, Junker u. Dünnhaupt. M 3.50. — Mit dem ersten Eindruck ist gemeint das Urteil über wesentliche Charaktermerkmale eines Anderen, das man schon aus dem Betrachten während weniger Augenblicke gewinnt. So wurde bei einem sofort richtig seine Distanz gegen die Umgebung erkannt. Über eine Person mit Charakterwidersprüchen hatten 12 Beobachter ihren ersten Eindruck niederschreiben; die Eindrücke gingen wegen der Uneinheitlichkeit der Person auseinander. Bei der Beurteilung eines dritten waren 72% aller Beurteilungen richtig. — Der zweite Teil der Arbeit sammelt Lebenserinnerungen, wo der erste Eindruck einen für das Leben bedeutsamen Einfluß hatte. Es werden eine Reihe solcher Beobachtungen mitgeteilt, die sich im späteren Leben bestätigten. Verf. schließt, die Berechtigung des ersten Eindruckes sei größer, als man gewöhnlich annimmt. Fröbes.

Gemelli, A., O. F. M., Metodi, compiti e limiti della psicologia nello studio e nella prevenzione della delinquenza (Pubblicazioni della Università Cattolica del S. Cuore VI, 9). Lex.-8^o (XIV u. 155 S.) Milano 1936, Società editrice „Vita e pensiero“. — Das Büchlein enthält im wesentlichen Vorträge und Arbeiten des Verf., die schon früher veröffentlicht wurden. Eine notwendige Folge ist, daß viele Gedanken häufig wiederkehren. Für den Leser wäre es zweifellos angenehmer gewesen, wenn der Inhalt aller Beiträge in eine Einheit vereinigt worden wäre. Das Hauptthema ist die überzeugende Zurückweisung der Kriminalanthropologie der Schule von Lombroso mit ihrem Determinismus und Positivismus, die mit einer wahren Verantwortlichkeit nicht vereinbar sind. Dabei werden die wertvollen Leistungen dieser Schule, der Zusammenhang mancher Verbrechen mit Geisteskrankheiten voll anerkannt. Sache der Kriminalpsychologie ist es nach G., das Zustandekommen des Verbrechen zu untersuchen; dagegen müsse sie von der philosophischen Frage der Willensfreiheit absehen. Seitdem übrigens auch die experimentelle Psychologie neustens (besonders eingehend im letzten Werk von Ach) durch Experimentaluntersuchungen die Willensfreiheit wissenschaftlich zu widerlegen unternimmt, wird man diese Zurückhaltung auch von Seite der empirischen Psychologie wohl nicht mehr aufrecht erhalten. Aus diesem Grund habe ich schon in meinem Lehrbuch (1929) diese Angriffe berücksichtigen müssen. Fröbes.

Planck, M., Vom Wesen der Willensfreiheit (Vortrag gehalten in der deutschen philos. Gesellschaft zu Berlin am 21. 2. 1936). 8^o (30 S.) Leipzig 1936, A. Barth. M 1.50. — Die Tatsache der Freiheit läßt sich, wie der Verf. in begrüßenswerter Klarheit ausführt, nicht wegstreiten, da sie im täglichen Erleben ethischer Verantwortung zutage tritt; sie läßt sich auch nicht mit dem

„freien Spielraum“ des Zufalls im Weltgeschehen gleichsetzen, da solcher Zufall mit ethischer Verantwortung nichts gemein hat. Andererseits besteht durchgängige Kausalität auch im Willensleben. Doch ist das Problem „Freiheit und Kausalität“ ein Scheinproblem. Denn obwohl ein neutraler, objektiver (fiktiver) Beobachter, der alle Vorbedingungen der Willensentscheidung künnte, diese sicher voraussehen könnte, so kann der Einzelne selbst doch niemals die Unsumme der Vorbedingungen späterer Willensentschlüsse so durchschauen, daß er diese Entschlüsse voraussehen könnte; er kann höchstens nachträglich kausale Bedingungen geschehenen Willens aufdecken. Darum soll er kämpfend und sich mühend an der Zukunft zu gestalten trachten. Da der Begriff der „frei wirkenden und wollenden Ursache“ hier aber durch den der „Undurchsichtigkeit determinierender, eindeutig bestimmender Ursachen“ verdrängt wird, ist eigentlich doch nicht zu sehen, wie von wirklicher Verantwortung und Möglichkeit des freien Einsatzes gleichzeitig die Rede sein könne. Willvoll.

Groos, K., Die Unsterblichkeitsfrage. gr. 8^o (105 S.) Berlin 1936, Junker u. Dünnhaupt. M 4.80. — Der umfangreichere Teil der kleinen Studie ist problemgeschichtlichen Fragen gewidmet. Es wirdargetan, wie aus dem gesamten Systemdenken von Leibniz einerseits, Fechner, Driesch und James andererseits das Denken dieser Philosophen über die Unsterblichkeit erwächst und welchen logischen Platz die Unsterblichkeitslehre in diesen Systemen einnimmt. Der Verf. betrachtet jedoch auch selbst diese geschichtlichen Darstellungen als Vorbereitung zur systematischen Behandlung der Hauptfrage: nicht nach der Wirklichkeit persönlicher Fortdauer nach dem Tode des Körpers, sondern nach der Denkmöglichkeit der Unsterblichkeit in der „enkaptischen“ Philosophie, zu der er sich bekennt. Es dürfte schwer sein, in noch vorsichtiger Haltung der großen Menschheitsfrage gegenüberzutreten, als es G. hier tut, um ja nicht bloßem Wünschen kritisches Denken zu opfern. Insofern ist die Schrift vorbildlich. Doch gibt es ja nicht nur ein „Desiderium naturale“ als bewußtes individuelles „Wünschen“ von Unsterblichkeit, sondern auch als in der Natur selbst liegendes Zielverlangen, das — zumal in einer Welt-sicht von Gott her — doch wohl weniger skeptische Behandlung verdient. Willvoll.

Vanni Rovighi, Sofia, L'immortalità dell'anima nei Maestri francescani del secolo XIII (= Pubblicazioni della Università Cattolica del S. Cuore I 23). 8^o (VII u. 385 S.) Milano 1936, Soc. ed. „Vita e Pensiero“. L 25.—. — Diese sorgfältige und gründliche Untersuchung der zur Mailänder neuscholastischen Schule gehörenden Verfasserin verfolgt die Entwicklung des Unsterblichkeitsproblems in der Franziskanerschule bis auf Scotus in 5 Kapiteln: bei den ersten Pariser Magistri Hales, Rupella, Rigaldi (7—31); bei Bonaventura und seinen Schülern de la Mare u. Aquasparta (33—74); in der Schule von Oxford bei Grosse-teste, Thomas v. York, R. Bacon, Peckham, Marston (75—160); bei Mediavilla, Olivi, de Trabibus (163—196); endlich bei Duns Scotus in seinen unbestritten echten Schriften, den großen Kommentaren und dem Quodlibet (197—237). Zusammenfassend sieht die Verf. das Hauptverdienst der Franziskanerschule bei diesem Problem in der Weiterentwicklung des finalistisch-moralischen Argumentes. Scotus wird in ruhiger Objektivität behandelt, sein Abweichen von der Linie der Franziskanerschule wird geschicht-

lich und systematisch dem Verständnisse näher gebracht. — Auf den ersten Blick möchte es zwar scheinen, als ob die Unsterblichkeitsfrage die christliche Philosophie des MA weniger beschäftigt, jedenfalls nicht im Blickpunkt ihrer Spekulationen gestanden habe. Doch die Verf. ist mit Geschick den Verzweigungen dieses Problems in den scholastischen Kämpfen um die *Unitas intellectus possibilis*, die *Unicitas formae substantialis in homine* usw. nachgegangen. — Wertvoll wird das Buch für den Forscher vor allem durch die Beigabe unveröffentlichter Texte zur Unsterblichkeitsfrage von Odo Rigaldi, de la Mare, Aquasparta, Thomas v. York, R. v. Mediavilla u. P. de Trabibus, die zusammen mehr als ein Drittel des Buchumfanges ausmachen. — Bei der Benutzung des Buches wird man die Ausführungen von de Woestyne im ArchFrancHist 31 (1937) 259 f. als notwendige Ergänzungen heranziehen müssen.

Hentrich.

* * *

Stomps, M. A. H., Die Anthropologie Martin Luthers (Philos. Abh. 4). gr. 8^o (153 S.) Frankfurt 1935, Klostermann. br. M 6.—; geb. M 8.—. — Der Verf. geht als Philosoph an die Lehre Luthers vom Menschen heran. Nicht die theologischen Aussagen als solche, sondern das darin mitgesehene allgemeinmenschliche Bild will er herausheben. St. kommt offenbar aus der Schule Heideggers. Von den vier Grundthesen der auch für Luther zunächst traditionellen Lehre vom Menschen nach dem theologischen Traktat des Hexaëmeron — *creatio ex nihilo, cum tempore, ad imaginem, ad beatitudinem* — liegen ihm darum mehr die zwei ersten und die letzte. Die Ebenbildlehre fügt sich nur in der angeblich augustinischen dynamischen Deutung ein als Lehre von der *caritas*. Als aufschließender Text aus Luther wird die Stelle aus dem Römerbriefkommentar (Ficker II 198 ff.) benutzt, wo Luther das Seufzen und Verlangen der Kreatur nach Offenbarwerden des erlösten Menschen zum Anlaß nimmt, die Unfruchtbarkeit scholastischer Substanzmetaphysik und schulspekulativer Anthropologie gegenüber biblisch-paulinischer Anthropologie darzutun. Die ‚*creatura gemens et expectans*‘ reizt den Verf. — ähnlich wie R. Bultmann und W. Schultz — dazu, die Luthersche theologische Intention dieser Termini auch einmal auf ihren Ertrag an existenzialanalytischen Gehalt zu sondieren. Es gibt zwei Weisen des Selbstseins für den Menschen, die eigentliche, da er sich ‚recht‘ von Gott her versteht, und die uneigentliche, verfallene, ‚sündige‘, in der er zunächst und zumeist ist, als rein weltbezogen. Nach dieser Kennzeichnung des Ansatzes Heideggerscher ‚Artikulation‘ erübrigt es sich, noch im einzelnen über die drei Teile zu referieren, von denen der I. eine vorläufige Darstellung der ursprünglichen Gerechtigkeit, der II. eine solche der Ungerechtigkeit des Sünders, der III. eine solche des gerechtfertigten Sünders — alles immer in existenzialphilosophischer Auslegung bringt. Hinzu kommt ein vierter ergänzender Teil über Luthers ‚Terminologie‘. Dort wird der Nachweis unternommen, daß ‚*cor*‘ als ethisch indifferenter Zentralbegriff das Grundsein des Menschen bedeutet und immer nur in der einen oder andern Daseinsweise der beiden Grundmöglichkeiten vorkommt, der des eigentlichen und des uneigentlichen Selbst — paulinisch gesprochen: Geist oder Fleisch; augustinisch: *als voluntas oder noluntas*.

Ternus.

Schöndorf, A., Grundlegung einer volkswissenschaftlichen Lehre vom Menschen (Studien und Bibliographien zur Gegenwarts-

philosophie. Hrsg. von W. Schingnitz, 21). gr. 8^o (VIII u. 68 S.) Leipzig 1936, Hirzel. *M* 3.— Die Studie, die als Beitrag zum Aufgabenkreis einer geisteswissenschaftlichen Anthropologie gewertet sein will, strebt die neue Grundlegung einer soziologischen Anthropologie an. Die bisherige ‚formale Soziologie‘ mit ihrem abstrakt allgemeinen Subjekt von ebenso abstrakt allgemein gedachten Gesellschaftsbeziehungen soll abgelöst werden durch eine Realsoziologie. Ihr zentrales Objekt soll die völkische Lebenseinheit sein, an der die Arbeitsziele, Gesichtspunkte und Methoden normativ ausgerichtet sein müssen. Mit Rumpf, Hellpach u. a. will der Verf. sich bewußt in den Dienst einer Wiedergeburt Riehl'scher Tradition stellen. Volkswissenschaft als Kernstück einer realistischen Soziologie stellt dann die Aufgabe einer Deutschen Volkssoziologie. Soll sie konkret arbeiten, muß sie an konkretes, volkswissenschaftliches Material herangehen. Soweit etwa die erste Hälfte dieser Studie mit ihren beiden Teilen, dem einer Begriffsuntersuchung über Typus, Typik, Typologie und Charakterologie, dem einer methodologischen Untersuchung über Wege zu einer ‚soziologischen Menschentypik‘. Gesucht ist die Typik von Menschen nach ihrem sozialen Verhalten. Wunsch ist, diese Typik möglichst in einem ‚Soziogramm‘ einzufangen. Bevorzugt vor der Fragebogenmethode wird die Erkundung an spontanen Selbstzeugnissen. Beispielhaft durchgeführt wird die typensoziographische Methode am deutschen Soldaten im Weltkrieg, für die das Material in der aus 20 000 Briefen gefallener Studenten ausgewählten Sammlung des Freiburger Professors Ph. Witkop ‚Kriegsbriefe gefallener Studenten‘ (München 1928), und einigen anderen kleineren Sammlungen von Feldpostbriefen und Kriegstagebuchblättern gegeben war (siehe dazu 35). Die Durchführung der fünf soziologischen Motivgruppen (Verhältnis zu Volk—Vaterland, Gott—Tod, Natur—Kunst, Familie—Heimat, endlich zu Kriegskameraden) führt zur Aufstellung von drei charakteristischen Individualsoziogrammen, von denen sich aber nur zwei als Grundvarianten eines Typensoziogramms ‚des‘ deutschen Studenten im Weltkrieg bewähren sollen. Und es sind nach dieser zahlenmäßigen Erhebung gerade die typischen Fälle, wo „ein sicherer Gottesglaube waltet, der in der Wirklichkeit des Krieges Rückhalt gewährt“, wo die Bejahung des Opfertodes für das Vaterland nicht bloß verstandesmäßig erfolgt, sondern als Todeswilligkeit aus Seelenkräften strömt, „die erst aus dem Glauben an ein ewiges Leben zu erwachsen scheint“ (54). Man wird aber immer vor Augen haben müssen, daß hier die Begriffe Gott, Glaube, ewiges Leben u. s. f. vielfach recht verschwommen genommen sind.

Ternus.

Ehrenstein, W., Grundlegung einer ganzheitspsychologischen Typenlehre (Neue Deutsche Forschungen. Abt.: Charakterologie, Psychol. und Philos. Anthropologie 1). gr. 8^o (114 S.) Berlin 1935, Dünnhaupt. *M* 4.80.— Die Wende zur Typologie beherrscht heute das Feld in der Psychologie. Ob dieser Zweig aber schon den Rang echter Wissenschaft mit klaren Zielen, Grundbegriffen, Methoden beanspruchen kann, erscheint manchmal recht zweifelhaft. Der ganze Prinzipienstreit aus der Ära ‚Krise der Psychologie‘ hat hier noch einen Tummelplatz. E. will mit seiner ‚Grundlegung‘ hier abzuweichen suchen. Er stellt als Grundsatz auf: Damit die Typologie ein Zweig der wissenschaftlichen Psychologie werden kann, muß sie sich derselben Kategorien bedienen, die auch in der theoretischen Psychologie bzw. in der Erscheinungswissen-

schaft Anwendung finden. Ist damit nicht ein leidiges Erbe in die Typenlehre mitaufgenommen, dem manche doch geglaubt hatten auf dem indirekten Weg über Anthropologie entronnen zu sein? Nach dem Verf. soll der Ganzheitsbegriff das fundamentale Einteilungsprinzip der Typenunterscheidung sein. Schon deswegen, weil die gesuchten Unterscheidungen, sofern methodisch richtig und fruchtbar, zunächst immer die allgemeinsten sein sollen, also von der Art, daß sie z. B. alle Menschen zunächst in zwei oberste Gruppen von bestimmtem Typ scheiden. ‚Typ‘ wird dabei vom Verf. definiert als „derjenige Individualfall, der einen größeren oder geringeren Prozentsatz aller vorkommenden Individualfälle in bezug auf ein bestimmtes Merkmal besonders charakteristisch repräsentiert“ (27). Charaktereigenschaften sind Größen — unmittelbar abhängig vom sozialpsychologischen Zueinander, mittelbar abhängig vom Typ der Grundstruktur (108 f.) Nach dem Verf. wäre die grundlegendste ganzheitspsychologische Typeneinteilung diejenige in den von ihm sogenannten G-Typus von überdurchschnittlichem Grade der Ganzheitlichkeit der Bewußtseinsstruktur und den A-Typus von unterdurchschnittlichem Grad solcher Ganzheitlichkeit der Bewußtseinsstruktur. Gewonnen sind diese Typen aus Feststellungen auf psychophysischem Gebiet, sollen aber darum auf dem Gebiet des höheren Seelenlebens erst recht bestehen, weil dort die konstitutionellen Ichbedingungen des Erlebens nur noch stärker wirksam sind. Von solchen Bedingungen der gesamtsubjektiven Konstitution aber ist die Typenkonstitution wesentlich abhängig. Darum auch der geflissentliche Vergleich mit den bekannten Kretschmerschen Typen, dessen Schizothyme eine weitgehende Affinität mit dem A-Typ (!), dessen Schizothyme eine solche mit dem G-Typ (!) aufweisen sollen. Die Tabelle der somatisch unterscheidenden Merkmale wird auf Grund langjähriger Beobachtungen noch ergänzt (106 f.). Die J- und S-Typen nach dem bei Jaensch ursprünglich unterlegten Zweierschema ‚integriert-desintegriert‘ will der Verf. — entgegen seiner früher gehegten Hoffnung — heute nicht mehr auf die eigene grundlegende Typisierung beziehbar finden (114). Die Rassenunterschiede sind unabhängig von der allgemein grundtypischen Unterscheidung (98 f.). Die im einzelnen durchgeführte Symptomatik der beiden Grundtypen wird nach den verschiedenen Gebieten der Wahrnehmung und des Denkens, der Einstellung, Aufmerksamkeit, des Gefühlslebens, der Sprache, Motorik u. s. f. durchgeführt, kann aber hier nicht einmal stichwortweise wiedergegeben werden. Eine tabellarische Zusammenstellung und linear-vektorielle Aufstufung am Ende der Untersuchung (110 ff.) dient dem erleichterten Studium.

Ternus.

Berdiajew, N., Von der Bestimmung des Menschen (Reihe relig. Russen 2). 8^o (309 S.) Bern und Leipzig 1935, Gotthelf-Verlag. M 12.—. — Der gedruckte Titel läßt vielleicht nicht deutlich genug werden, daß der Akzent auf beiden Substantiven liegt. Das Buch will in erster Linie ein Beitrag zur philosophischen Anthropologie sein, gleichzeitig aber auch der Versuch einer neuen christlichen Ethik. Dabei muß man sich hier, wie bei den früheren Schriften des Verf.s und Vertreters einer ‚prophetischen‘ Philosophie von häufiger, formwandelnder Wiederholung, immer gegenwärtig halten, daß der Mensch, in dem sich alle Kreise des Seins begegnen, das Hauptthema der Philosophie nicht nur immer faktisch, aber naiv gewesen ist, sondern auch ausdrücklich bewußt es sein müsse, daß es keine wirklich profane, sondern immer nur

eine positiv oder negativ religiöse Anthropologie geben könne, daß sich im Mikrokosmos Mensch die Natur ‚humanisiert‘ und andererseits auch Gott, was in der christlichen Anthropologie seinen adäquatesten Ausdruck fände in der zentralen Idee des Gottmenschen. Sind es so im Grunde zwei Ideen, die das metaphysische Wesen des Menschen grundlegen, die Idee der Gottebenbildlichkeit und die Idee des Gottmenschentums, so durchdringen sich im Menschen auch zwei Prinzipien, das elementar-chaotische einer uranfänglichen, undeterminierten Freiheit (das platonische $\mu\eta\ \delta\upsilon\nu$) und das schöpferisch aktive der Gottebenbildlichkeit seiner Natur. Allenthalben begegnet man auch hier den Grundgedanken dieser gnostischen Philosophie wieder, die ihre Wurzel in Böhme-Schelling hat und sich von modernen Denkern am meisten Scheller, Bergson — und — Jaspers, Le Senne verwandt fühlt. Was in dieser Ethik des Schaffens — im Gegensatz zu einer solchen des Gesetzes (Pharisäismus) und der bloßen Erlösung (bisheriges Evangelium) — als Programm ‚energetischer Ethik‘ entwickelt wird, geht nicht entscheidend über das hinaus, was der Verf. in seinen früheren beiden Hauptwerken ‚Der Sinn des Schaffens‘ (Tübingen 1927) und ‚Die Philosophie des freien Geistes‘ (Tübingen 1930) entwickelt hat. Auch vieles aus den im 3. Hauptteil ausgeführten konkreten Problemen der Individual- und Sozialethik ist, was Themenbehandlung, Urteil und prophetisches Pathos des Verf.s angeht, schon aus früheren Veröffentlichungen recht bekannt. Bezeichnend ist die ‚idealtypische‘ Charakteristik über alle Einzelerlösungen hin: Das antike Ideal des Weisen und das christliche Ideal des Heiligen muß ergänzt und fortgeführt werden zur Vollgestalt unter dem Prinzipat des ritterlichen Helden, der zum Schöpfertum auf allen Gebieten des Lebens berufen ist, aber ohne Beziehung zum weiblichen Prinzip der Jungfräulichkeit (Reinheit) und Mütterlichkeit (Ganzheit) nicht gelingen kann. „Die Rolle des weiblichen Prinzips ist wieder im Aufstieg“ (328). Das Eigenartigste an dieser ‚paradoxalen‘ Ethik ist vielleicht ihre eschatologische Vertiefung in einem 4. Hauptteil. Bei aller überraschenden Helle christlich schöner Gedanken, wie viel emanzipierte und darum auch in die Irre gehende Vernunftspekulation über dunkle Geheimnisse der Offenbarung, so vor allem in dem langen Kapitel über Hölle. „Die Konzeption der Hölle redet von dem Vorletzten. Die mystische und apophatische Gotteserkenntnis aber kennt keine Hölle“ (378), allerdings auch keine Idee der allgemeinen Rettung. Denn auch das wäre ‚rational befriedigende‘ Auflösung. Aber „alle rationalistischen Eschatologien sind untragbar“ (ebenda).

Ternus.

Lavelle, L., *Le Moi et son destin*. 8^o (231 S.) Paris 1936, Aubier. — Auch in Frankreich setzt sich die von Kierkegaard und Nietzsche inspirierte, aber auch ausdrücklich an Jaspers und Heidegger anknüpfende Existenzphilosophie immer mehr durch. Selbst Positivisten und Idealisten bisherigen Schlages bequemen sich ihr in der Wahl bevorzugter Themen, Sichten, Behandlungsweisen mehr oder weniger offen an. An reinen Vertretern der neuen Richtung sind mit am bekanntesten Lavelle und Le Senne. L. legt hier eine gesichtete und geordnete Sammlung seiner philosophischen Zeitberichte vor, die in der Zeitung ‚Le Temps‘ erschienen waren. Der Gelegenheitscharakter der Entstehung und ursprüngliche Ort des Erscheinens dieser Beiträge tut ihrem Wert keinen Eintrag. Hat sich der Verf. doch immer vom gleichen philosophischen Eigenanliegen bestimmen lassen zu dem,

was er zur Besprechung auswählte und wie er sich vom Buchanlaß in die Strömung seiner eigenen Gedanken fortreiben ließ. Es sind vier Gedankengruppen bei der sichtenden Sammlung hervorgetreten: Das Ich in seiner Intimität, in seiner Angst, in seiner Freiheit, in seiner zeitlichen Überzeitlichkeit. Der Gesamttitel meint nicht das psychophysische oder sonstwie empirische Ich, auch nicht das metaphysische Ich im traditionellen Sinn, sondern das Ich der ethisch verstandenen Existenz in seiner Bestimmung zum selbsteigentlichsten Sein. Ternus.

5. Ethik. Rechtsphilosophie. Pädagogik.

Erdey, F., *Ethica seu philosophia moralis* (Synopsis phil. schol. 7). kl. 8^o (321 S.) Budapest 1936, Gergeley. *Pengö* 6.—; subskr. *Pengö* 4.80. — Die der allgemeinen Ethik gewöhnlich zugewiesenen Fragen finden Behandlung; der allgemeinen Ethik stellt E. (n. 194) die Sozialethik gegenüber, die wir hoffentlich auch von ihm erwarten dürfen. Die reichlich berücksichtigte Literatur greift weit über das ungarische Gebiet hinaus. U. a. erfährt die soziologische Schule Durkheims eine gründliche Kritik. Die fast übergroße Ausführlichkeit vieler methodischen Fragen ließ für die Tugend-, Gesetzes- und Gewissenslehre nur wenig Raum. Die übersichtliche Stoffdarbietung, das Inhalts- und Namensverzeichnis wie eine beigegebene Inhaltstabelle erleichtern den Gebrauch des wertvollen Buches. — Dieser Wert träte mehr hervor, hätte die weitgehende Berücksichtigung verschiedener Richtungen nicht der inneren Einheitlichkeit Eintrag getan. Das letzte Ziel wird Sittennorm genannt; doch wird auch die Menschennatur als direkte Sittennorm bezeichnet (n. 590b), ohne daß der innere Zusammenhang zwischen diesen und ähnlichen Aufstellungen erscheint. — n. 444 ff. wird das Sittliche zu sehr wieder durch das Sittliche erklärt; anderswo freilich, z. B. n. 496, läßt E. mit Thomas das Sittliche von der *plenitudo essendi*, also vom wahren Menschsein, abhängen. Nur so übrigens versteht Cathrein, den E. — entgegen seiner sonstigen Hochschätzung für ihn — hierin ablehnen zu müssen glaubt, die Identität der ‚physischen‘, d. h. wahrhaft naturgemäßen, und sittlichen Ordnung. E. läßt n. 446 das Sittliche als Akzidenz zum ‚physischen‘ Akt hinzutreten, n. 485b weist er das bloße Akzidenz des Sittlichen zurück, indem er das Sittliche in die ‚Natur‘ des Aktes selbst verlegt. — Zu n. 403: Sind die *actus imperati* allein *voluntarii*? Zu n. 581: Wenn Suarez den Willen des Gesetzgebers betont, so spricht er dort ausdrücklich nur vom positiven Gesetz, was für die Wiedergabe seiner Ansicht wesentlich ist (De leg. I 5 n. 22); zu n. 585: Um nicht das Gesetz wieder durch das Gesetz zu definieren, gebraucht Suarez *praeceptum* (ebd. I 12), fügt aber bei: *commune*, ‚für die Gemeinschaft‘, und schließt die Einzelgebote, wie er betont, aus — womit E.s Bemerkungen zu dieser Stelle gegenstandslos sind. Gemmel.

Zammit, N., O. P., *Philosophia moralis thomistica I. De Beatitudine*. gr. 8^o (164 S.) Rom 1934, Angelicum. — Z. bietet eine gründliche und klare Einführung in die Fragen der allgemeinen ethischen Ziellehre nach den Gedanken des hl. Thomas. Die Darstellung schließt sich an die fünf Quästionen der 2, 2 an. Von neuerer Literatur werden Deploige und andere französische Autoren berücksichtigt. Bei der schwierigen Streitfrage über das de-

siderium naturale visionis nach dem hl. Thomas wäre es meines Erachtens fruchtbarer, zuerst geschichtlich zu untersuchen, wie weit der hl. Thomas und seine Zeitgenossen mit der Möglichkeit und dem genaueren Wesen des *ordo mere naturalis* gerechnet haben.

Schuster.

K n u t h, W., Das Ethos des heroischen Lebensgefühls. 8^o (94 S.) Hamburg 1936, Christian. M 2.40. — K. bekennt: „Wir haben wohl einen Baumeister des neuen Staates, die Schöpfer der neuen geistig-seelischen Welt aber, der neuen Kultur fehlen noch fast völlig“ (93 f.). Ob sein ‚System‘ aufmunternd wirkt? Das zwischen Subjekt und Objekt und überhaupt noch nicht scheidende Lebensgefühl entscheidet nach ihm allein je als konkretes ‚Ethos‘; überaugenblickliche, übergefühlsmäßige ‚Ethik‘ wäre Intellektualismus. Eine Theorie freilich bleibt (ohne ‚intellektualistisch‘ zu sein?): Der heroische, himmelstürmende Mensch (70) ist areligiös — erzeugt doch der Mensch selbst erst allen Wert (58) — wer will, mag das Religion nennen und den Menschen — Gott (44). Anderseits tritt K. gegen Klages und die „karikaturhafte Bescheidenheit existenzialphilosophischer Sophisterei und Froschperspektive“ (15) für das Geistige ein; er fordert gelegentlich sogar eine absolute Ethik (93); das Lebensgefühl wird zeitweise schüchtern: „Der Geist schafft die Welt, nicht der Lebenswille schlechthin“ (93). Zur Klärung müßte in neuer Auflage ein Kapitel lehrreich sein: Wo liegt der Unterschied anderer Richtungen, auch solcher, die von K. zweifellos abgelehnt werden?

Gemmel.

Weidauer, Fr., Die Wahrung der Ehre und die sittliche Tat. gr. 8^o (110 S.) Leipzig 1936, Hirzel. M 4.50. — Diese originelle „Ethik“ kämpft gegen die sogenannte geisteswissenschaftliche Methode für eine natürliche Ethik, die eine religiöse Fundierung ablehnt, die ethischen Werte nicht als Gegenstände einer ideellen Dimension betrachtet, die auch nicht, wie es bei Kant der Fall ist, auf der Voraussetzung beruht, daß der Mensch Bürger zweier Welten sei. Ehrgefühl und die seelischen Mächte der Liebe, der Dankbarkeit und des Mitleids sind die zwei Seiten des seinsollenen Ethos, die Wahrung der Ehre und die sittliche Tat die zwei Grundgestalten der Tugendhaltung. — Die Ethik ist Tatethik, der ethische Wille hat nur Wert als mögliche Seele ethischer Tat. Zuerst soll das Problem der Ehre gelöst werden, dann folgt die Erklärung des Sittlichen selber. Eigenart und zum Teil auch Eigenwille kann man dem Verf. sicher nicht absprechen. Daß die übertriebene Abstraktion, Gesetzlichkeit usw. die Ethik lebensfremd machen kann, ist sehr richtig, ebenso daß das Problem der Ehre oder Ehrenhaftigkeit und der menschlichen Dignitas, wie sie von der scholastischen Philosophie immer gesehen wurde, wesentlich ist. Die kritische Würdigung des Gegensatzes zwischen katholischer und Kantischer Ethik leidet an dem grundsätzlichen Mangel, daß für die Darstellung der katholischen Ethik nur ein paar recht periphere Zitate aus neueren Auktoren herbeigeht werden, daß aber eine Orientierung bei einem Klassiker wie Thomas von Aquin, der das Problem der Ehre auch vom ethischen Standpunkt aus sehr ernst genommen hat, ganz fehlt.

Schuster.

L a r o s, M., Moderne Ehefragen. I. Teil: Die Beziehungen der Geschlechter. 12^o (188 S.) Köln 1936, Staufenerverlag. M 2.80; geb. M 3.40. — Hier wird aus wissenschaftlichen Erkenntnissen, aber in freier Darstellung und packend schöner Sprache wirklich Schönes und Erhebendes gesagt über die Beziehungen der Geschlechter

zu einander (Frau als Kameradin, Gewalt und Beherrschung des Geschlechtstriebes, Sexus-Eros-Agape). Mit prachtvoller Frische und erquickender Kraft rechnet L. mit den neuen Irrtümern über das Geschlechtsleben ab, und obwohl er Erhabenes zu sagen weiß, hält er sich doch fern von einer Übersteigerung und ungesunden Mystizierung des Mann-Weib-Problems, wie sie sich leider gerade in einigen neueren Schriftchen finden. Man darf den folgenden Bändchen über Struktur und Kultur der Ehe mit freudiger Spannung entgegensehen. Zeiger.

Watt, L., S. J., Pope Pius XI and Social Reconstruction. An Introduction to the Encyclical Quadragesimo Anno. 16^o (43 S.) Oxford 1936, Cath. Social Guild. 3 d. — W. bietet eine Einleitung mit zusammenfassender Inhaltsangabe zur sozialen Enzyklika. Einschlägige und verwandte wissenschaftliche Fragen, auch Streitfragen, finden volle Berücksichtigung, jedoch stets in volkstümlicher Darstellungsart, die dem Zwecke der Oxforder Katholischen Sozialen Gilde entspricht: der sozialen Schulung auch weitester Arbeiterkreise. Auch der ganz selbständige Stoffaufbau ist diesem Zwecke angepaßt. Es wird aber stets auf die Enzyklikanummern verwiesen, zu deren Studium die Schrift anregen will. Die Ausführungen des Engländers über politischen und wirtschaftlichen Liberalismus, Labour Party usw. werden Beachtung finden. In allem zeigt sich die folgerichtige Einheitlichkeit der katholischen Soziallehre, so daß eine (empfehlenswerte) deutsche Übersetzung der kleinen, nützlichen Schrift keine Änderung vorzunehmen brauchte. Gemmel.

Winter, E. K., Rudolph IV. von Österreich (Wiener soziolog. Studien 2) 2 Bde. gr. 8^o (XVI u. 434, XVI u. 560 S.) Wien 1934, Reinhold, u. 1936, Gsur. — Es wird vor allem die 1360/4 erfolgte Sozialgesetzgebung des österreichischen Herzogs Rudolph IV., eines Urenkels Rudolphs von Habsburg, des StifTERS der Wiener Universität und Schöpfers der „österreichischen Ideologie“ (I 309), geschildert, in etwa auch seine Auseinandersetzung mit Kaiser Karl IV., seinem Schwiegervater, wegen des privilegium maius. Für die Geschichte des Zinskanons und seiner scholastischen Deutung (Heinrich von Langenstein), seiner Umgehungsversuche, des Juden- und Lombardenprivilegs, für die Entwicklung der Grund- und Metallwährung, des Kredit- und Korporationswesens sowie für die Kulturgeschichte jener Zeit überhaupt wird reiches Material geboten. W., der hier Geschichte mehr als soziologische Kausalforschung betreibt, spricht von einem Frühkapitalismus, aber auch von einem staatlich-planwirtschaftlichen Frühsozialismus. Parallelen zu Gegenwartsfragen werden gezogen; findet man doch auch eine ausführliche Kritik Spanns. Einschlägige illustrierte ikonographische Studien von Göhler und Kieslinger und Rassenforschungen Lebzelters sind beigefügt. — Über das Geschichtliche wird hier nicht geurteilt, noch weniger über Anspielungen auf die Gegenwartspolitik. Die hier in früheren Besprechungen Wscher Werke betonten Vorzüge — weitestgespannte Interessen, Kenntnisse und Anregungen — kehren auch hier wieder, aber auch jenes Willkürliche in den bei ihm so sehr beliebten Typisierungen auf verschiedenen Forschungsgebieten. Was bei den einen kritische, lebendige Dialektik ist, heißt leicht bei anderen schwächliches Sowohl-als auch. Beim Aquinaten wird die Lehre von der doppelten Wahrheit gefunden! Die Ausführungen über das ‚doppelte Naturrecht‘ beruhen offenbar auf den bekannten unhaltbaren Troeltsch'schen Vor-

aussetzungen. Warum beim Gericht über kirchliche Personen und Vorgänge leicht ‚die Kirche‘ selbst anklagen, statt wissenschaftlichen und religiösen Rücksichten entsprechend zu unterscheiden? Gemmel.

Lombardi, Fr., *Il mondo degli uomini* (Studi Filosofici, diretti da G. Gentile, Seconda serie, 13). 8^o (312 S.) Florenz 1935, Le Monnier. L 20.— Ein Seitenstück zu des Verfassers Werk „L’esperienza e l’uomo“. Moral, Gesellschaft, Staat und Geschichte sind der Gegenstand des neuen Buches. L. gehört zur neu-idealistischen und neu-hegelschen Schule Italiens. Er betont vor allem das konkrete Denken und will keine moralische Ethik, sondern Wissenschaft über Moral geben. Weder Positivismus, noch abstrakter Idealismus, ebensowenig der „fertige“ Hegel mit seiner Lehre von der Akzidentalität des Wirklichen gegenüber der ewigen Idee können unsere heutigen Probleme wirklich bewältigen. Das ist klar. Weniger klar ist aber das Neue von L., das er zur inneren Rechtfertigung von Moral, Staat und Geschichte bringen will, wenigstens dann, wenn die metaphysischen Grundlagen für eine solche Rechtfertigung und vor allem für das Böse in der Welt nach Verursachung und sinnvoller Zulassung doch der Schärfe entbehren. Das Problem der Religion wird nur auf dem altliberalen Niveau der Religion „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“ behandelt. Daß es auch ein positives Problem der Verbindung von Religion und Moral gibt, wird vom Verf. nicht gesehen. Schuster.

Klose, Fr. W., *Rechtsphilosophischer Idealismus und nationalsozialistische Weltanschauung: Deutsche Juristenzeitung* 41 (1936) 1279—1285. — Nach K. ist die von Binder vertretene Hegelsche Rechtsauffassung zurückzuweisen, da der Idealismus die naturgesetzliche Gebundenheit des Menschen an den Leib und damit an die Rasse leugnet und infolgedessen das Wesen des Rechtes in den Geist und dessen Freiheit verlegt. — Die Schriftleitung der Deutschen Juristenzeitung (C. Schmitt) teilt diese Ansicht nicht: ebd. Sp. 1291 Anm. 3. — Wenn auch in der leib-seelischen Ganzheit, die K. lehrt, der Geist naturgesetzlich gebunden bleibt, wo ist der Unterschied gegenüber dem von K. abgelehnten Materialismus? Gemmel.

Stuckart, W., und Albrecht, W., *Neues Staatsrecht*. 8. vollkommen umgearbeitete Aufl. (Schaeffers Neugestaltung von Recht und Wirtschaft 13, 1). 8^o (139 S.) Leipzig 1936, Hirschfeld. M 2.70. — Die den Unbedenklichkeitsvermerk tragende Schrift stellt die Vorgänge und Erlasse bis Anfang April 1936 zusammen, die das Staatsrecht des Dritten Reiches schufen. Die Erlasse selbst werden nicht im Text, wohl aber in sehr übersichtlicher Inhaltsangabe geboten, der erläuternde, vor allem mit der Weimarer Zeit und dem Zweiten Reiche vergleichende Bemerkungen beigefügt sind. Zur Darstellung kommt das innere Staatsrecht, also vorab das Verfassungsrecht, in etwa auch das Verwaltungsrecht; z. B. sind die Deutsche Gemeindeordnung, das Wehr- und Reichsarbeitsdienstgesetz sowie die Nürnberger Gesetze einbezogen. Das Völker- und Kirchenrechtliche scheidet aus. Die Schilderung geht annalistisch vor. Doch bieten die zahlreichen Verweise und das Inhaltsverzeichnis eine gute Vorarbeit zu systematischer Zusammenfassung. Die Weimarer Verfassung hat bereits durch das Ermächtigungsgesetz vom 24. 3. 1933 ihren Charakter als Staatsgrundgesetz verloren (14). Hervorgehoben seien die Ausführungen über die Aufhebung der Gewaltenteilung, der

Parteien und der Länder: „Die Partei soll ein Orden der besten Kräfte des deutschen Volkstums sein . . . , eine auserlesene Volksminderheit“ (42); Partei und Staat, zwei „selbständig aufgebaute Säulen“ (45), verhalten sich wie Seele und Körper, geeint durch Personalunion; „unmittelbare Eingriffe der Parteistellen in Einzelakte der leitenden Verwaltung sind . . . unstatthaft. Sie würden zu einem Dualismus in der Leitungsgewalt führen“ (47). Die Länderhoheit ist beseitigt; es gibt nur mehr einen Staat, das Reich; die Landesregierungen sind nur Verwaltungskörper des Reiches; Landesgesetze sind örtlich beschränkte Reichsgesetze. — Wie die Andeutungen zeigen, bietet das schön ausgestattete und doch billige Buch eine geschickte, zuverlässige Einführung in das neue Staatsrecht. Gemmel.

Gerber, H., Volk und Staat. Grundlinien einer deutschen Staatsphilosophie: ZDKulturph 3 (1936) 15—56. — Jeder Staat ist das Werk individuellen schöpferischen Gemeingeistes. G. will die Staatsidee des Nationalsozialismus nach Inhalt und Voraussetzungen darstellen. Diese Staatsidee ist Beweggrund und Ziel der sogenannten deutschen Revolution, die keine unethische Revolte war und trotz ihrer Neubildung die geschichtliche Kontinuität des deutschen Reichsgedankens nicht verleugnet. Die erkenntnistheoretischen Grundlagen des neuen Staatsdenkens liegen nicht in einer vergangenen wissenschaftlichen Epoche mit ihrem Begriffsmaterial, sondern das neue Denken ist konkret, existentiell und biologisch. Aber trotzdem steht der Persongedanke mit seiner letzten Sinnhaftigkeit im Vordergrund. Gemeinschaft kommt zur Erscheinung in den Personen mit ihrer Freiheitsentscheidung. Volk und Staat stehen in Zweck-Mittel-Beziehung. Volk ist rassische Gemeinschaft, nicht bloß Rassegemeinschaft ohne Mischung und ohne andere Werte, wie Boden, Sprache, Geschichte. Völkischer Imperialismus liegt dem neuen Staatsgedanken fern. Staat ist die unter der Idee der Gerechtigkeit stehende Volksordnung, die zugleich Machtdordnung ist. Gerechtigkeit bedeutet das *sum cuique* innerhalb einer lebendigen, ihrer selbst gewissen Gemeinschaft unter dem Ziel der gewissenhaften Erfüllung ihres Wesens. Der Staat ist autoritär. Seine Autorität wird aber letztlich metaphysisch, d. h. religiös begründet. Der Staat als Machtdordnung ist das Gegenstück zur autoritären Ordnung. Politische und rechtliche Ordnung stehen sich gegenüber und ergänzen sich. Politik ist die Selbstentscheidung einer Gemeinschaft über ihre Gerechtigkeit und von da aus auch über Freund und Feind (gegen die Darstellung von C. Schmitt). Bei alledem ist Staat Gemeinschaft unter dem Recht. Wenn er in falsch verstandener Totalitätsauffassung seine Wesensgrenzen überschreitet und das Recht der Person verletzt, ist er Ausartung und kann keine sittliche Bindung erzeugen. Schuster.

Mussolini, B., *La doctrina del Fascismo*. 16^o (69 S.) Florenz 1936, Valecchi. L 5.— Wegen der Gegenwartsbedeutung des Faschismus wird man dessen Kennzeichnung von maßgebendster Seite begrüßen. Es werden die Grundgedanken und deren geschichtliche Verwirklichung geschildert. Belege auch aus früheren Jahren sollen die Einheit der Entwicklung M.s dartun. Gibt es in dem System und seiner Entwicklung Einheit? Die Bewegung wird einerseits Gedanke, eine Philosophie genannt — das darüber Gesagte erinnert an den Hegelianismus Gentile'scher Prägung; andererseits wird als wesentlich für den Faschismus die Macht, auch wenn sie zu Beginn fast zielloos sei, gepriesen. Ist beides verein-

bar? Eine wahre Einheits- und Kraftquelle des Faschismus deutet die Schrift zurückhaltender an, während die politische Praxis hier deutlicher sprach zum Wohle der Partei und des Staates; diese Einheits- und Kraftquelle, die M. mit genialer Blicksicherheit entdeckte, ist die Ehrfurcht vor den stärksten überlieferten Volksmächten: der christlichen Sittlichkeit und Religion. Von der Bewahrung dieser Kraftquelle allein wird die Dauerhaftigkeit eines der großartigsten staatsmännischen Versuche und die nicht bloß äußerliche Überwindung der liberalistischen und marxistischen Mächte abhängen. Gemmel.

Flechtheim, O., Hegels Strafrechtstheorie. gr. 8^o (117 S.) Brünn 1936, Rohrer. M 5.50. — Eine selten gründliche und wirklich lehrreiche Studie. Das Problem der Philosophie Hegels wird recht anschaulich in der Einführung dargestellt. Die strafrechtlichen Ideen Hegels werden genetisch von den theologischen Jugendschriften an bis zum Hauptwerk der Grundlinien der Philosophie des Rechts verfolgt. Hegel kommt es darauf an, Verbrechen und Strafe als Teilerscheinungen des „Freiheitsbereichs“ nachzuweisen, die den eigentlichen Inhalt der Welt und Weltentwicklung bildet. Hegel leugnet nicht, daß das Verbrechen ein Übel ist, aber er will dessen unvernünftige Existenz zu einem untergeordneten Moment der übergreifenden Vernunftwirklichkeit herabsetzen und dadurch aufheben. Denn was vernünftig ist, das ist am Ende der dialektischen Entwicklung auch wirklich. So glaubt der Optimist Hegel an den Endsieg der Vernunft, der allein den zeitweiligen und stellenweisen Triumph der Unvernunft erträglich macht. Wenn der politische Staat das Delikt ahndet, so wird nicht bloß die Irrationalität des Verbrechens besiegt, sondern gleichzeitig auch die Ratio erhöht. Der Ermordete ist zwar tot und auch Hegel kann ihn nicht mehr lebendig machen, aber der Mord „gilt“ nicht mehr. Das Leben ist vergangen, aber die Vernunft hat gesiegt! Und ihr Sieg gewinnt Leben und nimmt Gestalt an in der Strafe. Daß Hegel das Problem der Schuld überhaupt nicht sieht, hat Jonasson in seiner Pestalozziarbeit sehr eindrucksvoll gezeigt. Schuster.

Rauch, H., Die klassische Strafrechtslehre in ihrer politischen Bedeutung (Leipziger rechtswissenschaftl. Studien, herausg. v. d. Leipz. Juristen-Fakultät 103). gr. 8^o (VI u. 58 S.) Leipzig 1936, Weicher. M 3.— Bei aller Ablehnung des Psychologismus der modernen Strafrechtsschule blieb auch die klassische, der liberalistischen Zeit entsprechend, in dem Irrtum einer durch genau umschriebene Gesetzesstrafe zu schützenden individuellen Freiheitssphäre befangen. Die nationalsozialistische Strafrechterneuerung fordert ein dezisionistisches, nicht an den Buchstaben gebundenes Staatsstrafrecht, das die Tat, aber auch die echte Willensschuld zu erfassen sucht. — Die scharfe, in vielem treffende Kritik kennzeichnet, da das Strafrecht stets den Prüfstein einer Rechtsphilosophie darstellt, die ganze Rechtsphilosophie einer vergangenen Zeit — soweit man von der im Kampfe gegen den Psychologismus wie gegen den Gesetzespositivismus stehenden scholastischen Rechtsphilosophie absieht. Letztere ist in der Ablehnung jener Epoche stets konsequenter und vor allem auch positiver geblieben. Von ihr schweigt R.; was er selbst an die Stelle jener Systeme setzt, wonach z. B. nunmehr Richter oder Staat rechtliche oder gar sittliche Schuld bemessen, geht aus der fast nur kritischen Arbeit nicht hervor. Gemmel.

Schmid, Alb., *Anlage und Umwelt bei 500 Erstverbrechern* (Kriminalistische Abhandlungen, hrsg. v. Fr. Exner 24). gr. 8^o (82 S.) Leipzig 1936, Wiegandt. M 3.— Die Arbeit knüpft in Ziel und Methode an die Untersuchung von Schnell „Anlage und Umwelt bei 500 Rückfallsverbrechern“ an. Die sorgfältigen statistischen Berechnungen und Vergleiche mit den rückfälligen Verbrechern dienen dem Nachweis, daß weder einseitig anthropologische noch soziologische Ursachen für die Kriminalität gesucht werden dürfen, sondern daß Anlage und Umwelt in einer ganzheitlichen Auffassung verbunden werden müssen. Aus den vielen interessanten Einzelergebnissen möge folgende Probe gegeben werden: Das Hauptkontingent unserer Erstverbrecher, die 339 psychisch Vollwertigen, lebten zu $\frac{3}{4}$ in normalem Milieu. Bei keiner dieser Gruppen kann die Ursache asozialen Verhaltens in erkennbaren Anlagedefekten gesehen werden. Es liegt überwiegend unweltlich, wenn auch nicht gerade wirtschaftlich veranlaßte Kriminalität vor. Genußsucht, Verschwendung, Neugierde, Rachsucht und andere im einzelnen nicht feststellbare Motive sind Gründe dieser Kriminalität. Schuster.

Schlüter, F., *De-facto Anerkennung im Völkerrecht*. 8^o (VI u. 134 S.) Würzburg 1936, Tritsch. M 4.— Die drei Eigenschaften der völkerrechtlichen Anerkennung, Vorläufigkeit, Widerruflichkeit, Bedingtheit, werden an der amerikanischen Entwicklung seit 1850 und an der Entwicklung nach dem Weltkrieg aufgezeigt. Es sei vor allem hingewiesen auf die Darstellungen über Mexiko, Sowjetrußland und Mandschukuo; Abessinien und das neue Spanien konnten noch nicht berücksichtigt werden. Ein Unterschied zwischen der Anerkennung der Staaten und der Regierungen wird nicht angenommen (3); die neue Frage eines „Völker-Rechts gegenüber dem Staatenrecht ist nicht berührt. Nach S. wird der Staat durch die Anerkennung erst als Völkerrechtssubjekt konstituiert. — Das gilt ohne Zweifel für die positiven Rechtsfolgen. Sollte dadurch aber jedes wahre vorhergehende Völkerrecht geleugnet werden, wäre das ein Nachwirken des sonst weithin überwundenen Rechtspositivismus. S. sagt selbst: „Vordem stellen Staat oder Regierung lediglich geschichtliche Tatsachen, tatsächliche Rechtsgebilde ohne völkerrechtlichen Schutz, dar“ (120). Würde die Vergewaltigung eines solchen Staates wirklich kein Recht verletzen? Das „Rechtsgebilde“, das S. anerkennt, kann nur ein „Völkerrechtsgebilde“ sein. Ohne die naturrechtliche Grundlage wird die Absicht, das Völkerrecht zu verteidigen (1), nicht verwirklicht werden können. Gemmel.

Pflüger, F., *Die einseitigen Rechtsgeschäfte im Völkerrecht*. 8^o (XXII u. 347 S.) Zürich 1936, Schulthess. Fr 9.— Nach Aufzeigung der Grundnorm des Völkerrechts, dem der Primat zugesprochen wird, werden Bestandteile und Rechtsfolgen der völkerrechtlichen einseitigen Rechtsgeschäfte geschildert, insbesondere für die Anerkennung von Staaten oder, was getrennt geschehen kann, von Regierungen, für den Protest, die Notifikation, den Verzicht und die Okkupation. Die Arbeit wünscht das bewegliche einseitige Rechtsgeschäft auch im Völkerrecht gefördert gegenüber dem vom römischen Recht her noch schwerfälligen, einer individualistischen Gesellschaftsauffassung (339 f.) nahestehenden, freilich nicht ganz entbehrlichen Vertrag. — Es handelt sich um eine gründliche rechtsphilosophische Beleuchtung des einseitigen Rechtsgeschäftes und des Vertragswesens. Auch sei auf

die genaue Quellen- und Literaturangabe hingewiesen. Die Anerkennung einer Nation, die nicht Staat, stellte für den Schweizer offenbar ein besonders schwieriges Problem dar. Nach P. steht ein Staat der eigenen Aufstandspartei nach deren Anerkennung als kriegsführender Partei völkerrechtlich gegenüber. Doch kann der Staat auch hier unmöglich auf sein Souveränitätsrecht und das Gemeinwohl verzichten, auch wenn er tatsächlich sein Recht nicht durchsetzen kann. Ähnlich müßte stets das Recht der rechtmäßigen Autorität gegenüber einer nationalen Minderheit berücksichtigt werden. — Ein allgemeiner Primat des Völkerrechts ist wohl mißverständlich. Nach dem hl. Thomas und Leo XIII. z. B. hat die Familie, auf deren Bedeutung übrigens 337 gut hingewiesen wird, einen gewissen Primat gegenüber dem Staate und damit auch der Völkerrechtsgemeinschaft. Den wahren Primat hat die von P. (18) mit Recht souverän genannte Rechtsordnung, die jedem Rechtsinstitut je das Seine gibt. — Die Verträge, auch ihr Formzwang, werden in rechtem Maße stets ein Sicherheitsschutz, z. B. auch für die Familie, und ein Anzeichen des Kulturfortschritts bleiben; sie dürften als solche nicht ‚individualistisch‘ genannt werden. Man denke demgegenüber etwa an die Auffassung der Konkordate als einseitiger Rechtsgeschäfte des Staates. Vereinbarungen (345) müssen wenigstens manchmal als Verträge angesprochen werden (vgl. Wagnon, *Concordats et droit international*, Gembloux 1935, 169). — P. scheint dem Papste nur als Staatsoberhaupt Völkerrechtscharakter zuzuweisen, während auch viele Juristen dies in gleicher Weise dem Oberhaupt der unabhängigen Kirche gegenüber tun. — Zu 290: Man kann es nicht einfachhin mittelalterliche Anschauung nennen, der Papst sei Alleinherrscher aller nichtchristlichen Gebiete: S. theol. 2, 2 q. 10 a. 10; dazu sagt der Kommentar de Vitorias (n. 2 Ende): „cum ... non habeatur iure divino, quod aliquis illorum (Papst, Kaiser) sit dominus in toto mundo et de iure humano nullibi sit ...“; vgl. auch q. 66 a. 8 und dazu den Kommentar Cajetans; Suarez, *Defensio fidei* III c. 23 n. 22. Gemmel.

Fessard, G., „Pax nostra“. Examen de conscience international. kl. 8^o (XX u. 465 S.) Paris 1936, Grasset. Fr 18.—. — Dieses Buch zeigt, daß die Stellungnahme zum Kriege, zumal bei heutiger Kriegstechnik, nicht nur tatsächlich von folgenschwerer Bedeutung ist, sondern daß sie auch theoretisch den Prüfstein jeder echten Staats-, ja zuletzt Personphilosophie darstellt. Somit wird die Kriegsfrage in diesem Buche zum Brennpunkt eines ganzen philosophischen Systems. Es handelt sich dabei um christliche Philosophie, die in der Methode stets philosophisch bleibt, aber unaufdringlich immer wieder die hohen christlichen Lösungen der christlichen Liebe, der Person Christi und seines, die ganze Menschheit ihrer Bestimmung nach umfassenden, geistigen Leibes aufzeigt. F. geht aus vom Persongehemnis, das mit seiner Liebesforderung aber schon auf die Einheit einer wahren Menschheitsgemeinschaft hinsteuert. Doch schaltet die christliche Liebe, entgegen Tolstois Traum, die Zwischenstufe der Gerechtigkeit nicht aus. Es wird das Problem der Vertragsgerechtigkeit, auch im Völkerleben, geprüft. Gerechtigkeit und Liebe können auch einmal die Verteidigung des Vaterlandes gebieten. Geordnete Liebe soll zudem das eigene Vaterland mit größerer Liebe umfassen; wenn F. hoch denkt von der Sendung Frankreichs, so tut das der vorbildlichen, allgemenschlichen Haltung dieses Werkes keinen

Eintrag. Im Lichte dieser Grundsätze werden Pazifismus und Nationalismus ihrer Idee nach geprüft — den Einzelvertretern wird guter Glaube zugemessen. Der Pazifist könnte einmal am meisten dem wahren Frieden schaden; der Nationalist kann durch Übersteigerung zum größten Staatsfeind werden. Rechte und Pflichten der Gemeinschaft gegenüber der Person werden auch im Lichte des wichtigen Problems Familie-Staat untersucht. Alle Ergebnisse münden zuletzt in der praktischen Frage nach einer ‚christlichen Politik‘, einer Schilderung des Verhältnisses von Politik und Moral, besonders christlicher Moral; hier werden die Auseinandersetzungen in Frankreich über die Arbeiten von G. de Broglie aufgegriffen. Doch zieht sich außer dem Systematischen durch das Werk hindurch eine christliche Geschichtsphilosophie. Christus, ‚unser Friede‘ (Eph. 2, 14), tritt dem Judentum gegenüber, dessen Einfluß auf die weltgeschichtliche Entwicklung geprüft wird. Die Wurzeln des Nationalismus, des Kapitalismus — hier werden Sombarts Forschungen herangezogen —, der Staatsphilosophie z. B. Hegels, vor allem des Bolschewismus in der jüdischen Idee der Jahrhunderte werden aufgezeigt. — Es kann nicht anders sein, als daß ein Buch, mit menschlicher und religiöser Innigkeit geschrieben und, trotz Berücksichtigung der wissenschaftlichen Fragen, in gemeinverständlicher Art, große Erfolge sich erringen wird zur Förderung der Wissenschaft und zum Heile des Völkerlebens.

Gemmel.

* * *

Jonasson, M., Recht und Sittlichkeit in Pestalozzis Kulturtheorie. (Neue Deutsche Forschungen. Abtl. Pädagogik hrsg. von Hans Wenke 3). gr. 8^o (195 S.) Berlin 1936, Junker und Dünnhaupt. M 8.50. — Das Anliegen dieser von Theodor Litt angeregten gründlichen Studie geht weniger auf die Bedeutung Pestalozzis für die pädagogische Methodik als vielmehr auf die seine Erziehungslehre fundierende Anthropologie. Damit bietet die Arbeit einen wertvollen Beitrag zur entscheidenden Fragestellung unserer Zeit. Die Methode ist im Gegensatz zu den meisten Pestalozzi-Studien nicht historisch-genetisch, sondern systematisch-interpretierend und immanent-kritisch. Es soll keine vollständige Darstellung der Pestalozzischen Gedankenwelt geboten werden, sondern nur die Gesichtspunkte sollen herausgehoben werden, unter denen sein ganzes Leben zu betrachten und zu würdigen ist. J. ist der Meinung, daß das Grundscheema der Pestalozzischen Kulturlehre dialektischer Struktur ist, die vor allem im Dreitakt: Kulturzustand, gesellschaftlicher Zustand und sittlicher Zustand deutlich zu Tage trete. Jeder dieser drei „Zustände“ bilde ein konstitutives Moment des menschlichen Wesens, indem sie sich durchdringen, um im sittlichen Zustand in einem mehr oder weniger spannungsreichen Verhältnis aufgehoben zu sein. Innerhalb jeder der „Zustände“ entwickelt sich wieder ein dialektischer Prozeß im Naturzustand zwischen Tierisch-Gewaltsamem und Sozial-ethischem, im gesellschaftlichen Rechtszustand zwischen Gewaltrecht und sozialem Recht, im sittlichen Zustand zwischen individueller und sozialer Pflicht. Gegen Schluß der Arbeit wird die Hegelsche Staatsauffassung mit der Pestalozzischen in Vergleich gesetzt. Man mag über die Interpretation des Verf.s im einzelnen anderer Meinung sein; die Schrift bleibt aufschlußreich, zumal sie Licht fallen läßt auf aktuellste Gegenwartsfragen. Schröteler.

Weber, L., Schichtung und Vermittlung im pädagogischen

Denken Georg Kerschensteiners. Mit einer monographischen Bibliographie Georg Kerschensteiners von Woldemar Frömmig-Leipzig (Studien und Bibliographien zur Gegenwartsphilosophie. Hrsg. v. W. Schingnitz 20). 8^o (166 S.) Leipzig 1936, Hirzel. *M* 5.40. — Diese unter der Leitung von E. Grisebach-Zürich verfaßte Studie sucht die letzten philosophischen und weltanschaulichen Grundlagen des pädagogischen Systems Kerschensteiners bloßzulegen. Sie stößt dabei auf mehrere Schichten, durch die K. im Laufe seines Lebens hindurchgegangen ist: die positivistisch-pragmatistische, die historisch-natürliche und die anthropologische. Immer wieder schimmert in ihnen seine katholische Vergangenheit, wenn auch vielleicht unbewußt, durch. Kerschensteiner hat sich von keiner dieser Schichten grundsätzlich abgewandt. Er sucht vielmehr ihre Wahrheitsgehalte auf einer höheren Ebene zu vereinigen. Aber auch hier ist weniger ein einheitlicher, aus einem klaren Prinzip entwickelter Ansatz sichtbar, als vielmehr das Ringen eines Mannes, der wesentlich der Praxis zugewandt vor sich selbst eine Rechtfertigung und Synthese seiner Pädagogik versucht. Aus der vorliegenden Arbeit wird deutlich, daß K.s Stärke nicht im eigenständigen theoretischen Durchdenken der Probleme lag, so Interessantes er im einzelnen auch beizutragen vermag. W. vergleicht ihn mit Spranger und Litt und bemängelt bei allen dreien, daß sie für ihre „Systeme“ Allgemeingültigkeit beanspruchen. Damit werde eine „voreilige“ Antwort auf die Frage nach dem Transzendenten gegeben, die nur aus geschichtlicher Reflexion erwachsen sei. W. müht sich um eine objektive und ruhige Darstellung. Wertvoll ist die monographische Bibliographie, die Woldemar Frömmig-Leipzig beigeteuert hat. Schröteler.

Pohl, W., Otto Willmanns religiöser Entwicklungsgang. 8^o (32 S.) Wien und Leipzig 1935, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. *M* 1.70. — Zum 15. Todestag Otto Willmanns († 1. 7. 1920) setzt der Schüler dem Meister ein in seiner Schlichtheit ergreifendes Denkmal. Man scheidet von dem Büchlein, das einen Vortrag in der österreichischen Leogesellschaft wiedergibt, mit dem lebhaften Wunsch, P. möge uns bald eine große Willmannbiographie bescheren. Willmann verdient sie als Mensch, als Gelehrter und als Christ. Sein religiöser Entwicklungsgang tritt in dem Vortrag plastisch zu Tage. P. besitzt das Material, vor allem den umfangreichen Briefwechsel, aber auch die Niederschriften der Vorlesungen in reichster Fülle. Er verfügt über eine starke Einfühlungsgabe, wie sie nur in intimem persönlichen Verkehr und liebevoller Versenkung in das Schrifttum gewonnen werden kann. Der Vortrag zeichnet das lebendige Ineinander von religiöser und wissenschaftlicher Entwicklung, die nicht bloß im Aufbau der Willmannschen Pädagogik, sondern auch in seinen übrigen Studien wirksam wurde. Schröteler.

Sharma, Venkatesh Narayana: Indische Erziehung (Pädagogik des Auslandes. Hrsg. im Auftrag des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht von Prof. P. Petersen-Jena 8). 8^o (104 S.) Weimar 1936, Böhlau. *M* 6.20; geb. *M* 7.50. — Der Verfasser, Professor in Rishi Valley, Südindien, war im Jahre 1935–36 Gastprofessor für indische Kultur und Erziehung an der Universität Jena. Es ist für den westlichen Leser interessant, zu sehen, wie die indische Erziehung sich im Geiste eines indischen Menschen widerspiegelt. Obwohl der Verfasser seinen Stoff nach westlichen Kategorien aufteilt (Erziehungsideal, Zögling, Methoden, Organi-

sation usw.), fließt ihm in der Darstellung die drei- bis viertausendjährige indische Erziehungsgeschichte mit der Gegenwart in eins zusammen. Das in seinem Geist bestehende Idealbild wird ohne weiteres auf die Wirklichkeit übertragen. Dadurch wird es für jenen, der die indischen Verhältnisse nicht genauer kennt, sehr schwer, sich ein Bild von der tatsächlichen Entwicklung und dem gegenwärtigen Zustand des indischen Erziehungswesens zu machen. Die wenigen schwachen Hinweise auf die geschichtlichen Epochen reichen dazu nicht aus. Eindrucksvoll aber tritt in der mit reicher Quellenbelegung aus den klassischen indischen Schriften ausgestatteten Darstellung die unlösliche Verwurzelung von Erziehung und Unterricht mit der Mentalität des indischen Menschen, seiner Philosophie und Weltanschauung hervor. Die Reflexe, die Religion und Weltauffassung in den praktischen Erziehungsgrundsätzen finden, lassen wertvolle Schlüsse auf die Eigenart indischen Denkens und Wertens zu. Dankbar ist man für die Mitteilung zahlreicher fein geschliffener Aussprüche indischer Erziehungsweisheit. Schröteler.

Alsdorf, L., Indisches Erziehungswesen: Die Erziehung 12 (1937) 152—169. — Im Gegensatz zu Sharma bietet A. den nüchternen, aus eigener Erfahrung geschöpften Tatsachenbericht eines werdenden Indologen, in dem vor allem das Ringen indischer Kultur mit englischen Einflüssen eindrucksvoll zu Tage tritt. Dabei fallen helle Schlaglichter auf die interessante kulturkundliche Problematik der Aufnahme einer neuen Bildung in eine Bildungsstruktur, die völlig im Traditionellen verwurzelt ist. Es geht in Indien nicht nur um die Frage Anglismus oder Orientalismus, sondern vor allem darum, wie die erstarrte indische Kultur zu neuem Leben und zu organischem Wachstum gebracht werden kann. Schröteler.

Krägeloh, K., Einfühlung. Ihr Wesen und ihre Bedeutung für die unmittelbare Erziehung. Eine jugendpsychologisch-pädagogische Untersuchung, zugleich ein Beitrag zur Psychologie des Gemeinschaftslebens. 8^o (XII u. 193 S.) München 1936, Reinhardt. M 3.80; geb. M 5.50. — Das Buch macht den Versuch eine, wie der Verf. glaubt, zentrale Verhaltensweise der Reifejahre, die „Einfühlung“ in ihrem Wesen und ihrer pädagogischen Bedeutung darzutun. Unter Einfühlung wird verstanden die Tatsache, daß der Jugendliche die Gegenstände nach sich selbst personifiziert (18). Methodisch benutzt das Buch freie tägliche Niederschriften von 32 im Durchschnitt fünfzehnjähriger Schüler einer offenbar großstädtischen Knabenmittelschule. Diese geben, so meint K., in ihren Aufsätzen unbewußt ein Bild ihres Fühlens, Wollens und Denkens. Dieser Zustand der Einfühlung berge die Gefahr in sich, einem Wirklichkeitsfremden Illusionismus und gewissen Vorstellungen und Denkmechanismen zu verfallen und so zu schweren Charakterschädigungen zu führen. Diese Gefahren der seelischen Einfühlung könnten nur durch die „echte sittliche Einfühlung“ überwunden werden. Diese bestehe darin, daß sich der junge Mensch „von sich selbst weg zum Anderen hinwendet, bereit, die Trennung des Menschen vom Menschen aufzugeben. Einssein mit dem Anderen in Freude, Not, Schmerz, im Menschlichen erzeugt die Pflicht, sich unmittelbar für das Leben der Mitgenossen verantwortlich zu fühlen, sich dafür voll einzusetzen“ (182). Die sich daraus ergebende „unmittelbare“ Erziehung müsse daher dem Jugendlichen die Möglichkeit bieten, sich mit echten

Helden einzufühlen. Der Erzieher solle also solche Gestalten aus Dichtung und Leben vor dem jungen Menschen erstehen lassen. Er müsse vor allem selbst als Ringender um wertvolle Ziele das in der jungen Seele sich aufreckende Gute packen, daß ein tiefstes persönliches „Ja“, ein „So-bin-ich“, „So-soll-ich-sein“ gesprochen werde. Durch moralische Reden sei das nicht erreichbar. Die Einfühlung beruhe auf der Aktivierung einer „menschlichen Urfunktion.“ Das Buch bietet viele wertvolle Einblicke in das Werden der jungen Persönlichkeit. Aber sind die Äußerungen, die geboten werden, durchweg typisch, ist die Beobachtungsbasis nicht zu schmal in der Zahl der Versuchspersonen wie in der Dauer der Versuche? Ist das 15. Lebensjahr, das der Verf. wählt, charakteristisch für die Wende vom Kind zum Mann? Wie steht es mit der Entwicklung der Landjugend, des Mädchens? Manches, was man in den Aufsätzen liest, mutet, gemessen an der Reife der Durchschnittsjugend, als verfrüht und überreif an. Hinter der ganzen Auffassung aber steht die Identitätsphilosophie, für die neuerdings E. Spranger in seiner Berliner Akademie-Abhandlung „Die Urschichten des Wirklichkeitsbewußtseins“ (Berlin 1934) eine neue Grundlegung versuchte. — Die entscheidende Bedeutung der Ideale für die Jugend, nicht jener, die in objektiver Pracht kalt und fern am Himmel leuchten, sondern jener, die dem konkreten Reifungszustand angepaßt und dem Nacherleben der Jugendlichen zugänglich sind, wird in dem anregenden Buch von neuem erwiesen. Und das bleibt bei allen Bedenken ein Gewinn.

Schröteler.

Broermann, E., Das Volksschulalter. 2 Bände. Lex.-8^o (159 u. 224 S.) Paderborn 1935, Schöningh. M 3.60 u. 5.—; geb. M 4.80 u. 6.30. — Verf. war 7 Jahre an der Volksschule tätig, lehrt gegenwärtig an einer Hochschule für Lehrerbildung. Er will die bisherige Forschung vertiefen und sie pädagogisch auswerten. Nach dem Vorgang Krohs unterscheidet er in der Volksschule die ersten 4 Jahre als Grundschule von den folgenden als Oberstufe. Vor dem Schuleintritt erwirbt das Kind sein Wissen im Spiel; die Schule leitet die vorher herrschende Funktionslust allmählich über zur Lust am Erfolg bei der Arbeit und schließlich zur Arbeit aus Verantwortungsbewußtsein. Das anfängliche Fluktuieren der Aufmerksamkeit, bei dem auf jede Anregung instinktiv sofort die Reaktion folgt, verändert sich, indem später ein Nachdenken eingeschaltet wird. Das Ziel in der Grundschule ist Sammlung und Gliederung des Erfahrungsmaterials. Die sittliche Werthaltung wird hauptsächlich am Vorbild von Lehrer und Eltern erworben. Die Gefühlsseite tritt hier noch ganz zurück; die Berichte über Wahrgenommenes sind naiv-sachlich. — Auf der Oberstufe unterscheidet man 2 Stufen: die Vorpupertät und die Frühpupertät; die letztere tritt bei den Mädchen mit 12 Jahren ein, bei den Knaben erst bei 13—14. In der Vorpupertät fällt die Tendenz zur Selbständigkeit auf, beruhend auf einem elementaren Trieb zur Meisterung des Lebens. Die Folge ist eine Entfremdung gegen die Autorität (Eltern, Lehrer), die sich offenbart durch offene Ablehnung oder versteckte Selbständigkeit und Lügen; das Kind bemerkt nun die Schwächen der Eltern und Lehrer; in der Vorpupertät kommt es zur Trennung der Geschlechter, in der Frühpupertät dagegen zum Aufsuchen. In der letzteren tritt ein Rückgang der Schulleistungen ein; andererseits entwickelt sich nun wieder die Phantasie; man färbt die Umwelt subjektiv um. Bei der Entwicklung der Werthaltung wird neben der grundlegenden Weltanschau-

ung auch sehr eingehend das nationale Werterleben behandelt. Ob die vielleicht etwas zu ablehnende Stellung gegen die Strafe haltbar ist, wird der Pädagoge entscheiden müssen. Die Schrift führt gut ein in Psychologie und Pädagogik des Volksschülers. Fröbes.

Montessori, M., L'enfant. Traduit de l'italien par G. J. J. Bernard. 8^o (266 S.) Paris 1935, Desclée. Fr 15.—; geb. Fr 20.—. — In ihrem neuesten Werke schildert M. die reichen Erfahrungen, die sie in drei Jahrzehnten, zuerst als Ärztin, dann als Erzieherin gesammelt hat. Sie besteht vor allem auf der 'Entthronung' des Erziehers, der die Natur im Kinde walten lassen und ihr die Umgebung und Erziehung anpassen soll. Doch ist das Wichtigste in dem Werke das ganze Ethos, die Liebe und Begeisterung für das Kind und seine unbekannte Welt. Diese Liebe kann freilich auch andere Wege weisen; vgl. die Methode Agazzi: Schol 7 (1932) 479. Gemmel.

Verzeichnis der Verfasser besprochener Arbeiten.

Acta Academiae Rom. S. Thomae 421	Feuling D. 446	Lavelle L. 467	Schingnitz W. 449
Albrecht W. 471	Fischer A. 460	van Leeuwen A. 453	Schlüter F. 474
Alcañiz F. 444	Flechtheim O. 473	Linke P. F. 452	Schmid A. 474
Allers R. 438	Flöter H. H. F. 428	Lombardi Fr. 430 471	Schöllgen W. 458
Alsdorff L. 478	Franceschini E. S. 438	Manser G. M., Festgabe 421	Schondorf A. 464
Antweiler A. 426	Freyer H. 429	Marett R. R. 455	Schwendinger F. 441
Bacon R. 439 440	Gemelli A. 462	Meersseman G. 432	Seiler J. 444
Balic K. M. 441	Gentile G. 446	Mersenne M. 427	Sharma V. N. 477
Barth K. Festschrift 386	Gerber H. 472	Metzger W. 459	Siwek P. 451
Baur L. 445	Giacón C. 457	Meyer H. 424	Spranger E. 479
Berdiajew N. 466	Gilson E. 425 451	Minkowski E. 456	Steele R. 439 440
Böhm Fr. 448	Glorieux P. 406	Mitterer A. 457	Steinberg A. S. 431
Böhner Ph. 425	Gómez Hellin L. 444	Montessori M. 480	Steinbüchel Th. 432
Bonmann O. 433	Gouhier H. 429	Moody E. 409	Störing G. E. 461
Boosten J. P. 430	Grabmann M. 401 436	Müller G. E. 424	Stumps M. A. H. 464
Boyer C. 421	Grisebach E. 419	Müller-Freienfels R. 416	Stuckart W. 471
Broermann E. 479	Groos K. 463	Mussolini B. 472	Tannery F. 427
Cajetanus 443	Guigo Cartus. 435	Neumann J. 418	Thomas von Aquin 438
Chenu M. D. 433 434	Haering Th. 424	Noack H. 448	Trugly P. 379
Congresso Naz. di Fil. 422	Hasenfuss J. 455	Oppenheim P. 447	Van der Wey A. 427
Dach J. S. 462	Haug K. 461	Ostlender H. 434	Vanni Rovighi S. 463
Delorme F. M. 439 440	Heiler J. 454	Ott L. 402	Verneaux R. 428
Dessoir M. 445	Hirsch E. 386	Péghaire J. 438	de Vries J. 413
Doucet V. 440 442	Höfer J. 431	Pfuger F. 474	de Waard C. 427
Dürken B. 457	Iwanicki J. 454	Pintard R. 427	Waismann Fr. 450
Dunin-Borkowski St. v. 410	Jansen B. 411	Pirotta A. M. 455	Watt L. 470
Ehrenstein W. 465	Jaspers K. 411	Planck M. 462	Weber L. 476
Engelhart G. 437	Jonasson M. 476	Pöll W. 452	Weidauer Fr. 469
Erdey F. 468	Kisch Br. 459	Pohl W. 477	Weisweiler H. 436
Ewig E. 443	Klose Fr. W. 471	Pollet M. J. 443	Wenke H. 460
Fabro C. 453	Knuth W. 469	Rauch H. 473	Wilmart A. 435
Fessard G. 475	Krägeloh K. 478	Recherches philosophiques 423	Winter E. K. 470
	Kraenzlin G. 414	Ross W. D. 400	Wisgens H. 458
	Krampf W. 453	Sauerbruch F. 460	Zammit N. 468
	Landgraf A. 434 436		Zschimmer E. 447
	Laros M. 469		Zuidema S. U. 408